

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 6. April 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 27.

Das Buch Sirach.

Reichthumnovelle von Gottfried Böhme.

Nachdruck verboten.
Bef. d. 11. / VI. 70.

Die Glocken läuteten aus der Kirche. Die letzten Orgel-
accorde, vermischt mit schmetternden Posaunenstößen, verhallten
und die weiten Portale öffneten sich geräuschvoll. Zuerst kamen
die Väter der Stadt, der Rath in feierlicher Prozession; ihnen
folgten die Bänke im Festgewand; dazwischen drängte sich eine
durch Pest und Kriegsnoth arg dezimirte Bevölkerung.

Das Fest, das man heute gefeiert, war ein Dankfest ge-
wesen für den wiedererlangten Frieden nach dreißigjährigem
Kriege, der unsägliches Elend über das deutsche Land gebracht,
die Dörfer verwüstet, die Städte verarmt, die Sitten ver-
wildert und tausend Keime hoher Kultur und aufblühenden
Kunstfleißes erstickt und ausgerottet hatte.

Die Schwertrüsel war auch heute nicht erschienen. Ihr
Kirchenthum befand sich dicht unter der Kanzel im Angesicht der
ganzen Gemeinde und ihr Fehlen konnte nicht unbeachtet bleiben.
Die Nachbarinnen hatten es wohl bemerkt, die Köpfe zusammen-
gesteckt und gefunden, die Sache fange nachgerade an sehr ver-
dächtig zu werden. Seit Wochen blieb ihr Platz leer, sie ver-
mied das Antlitz der Menschen und verweigerte theilnehmen-
den Freundinnen auf das schroffste Rede und Antwort.

Hatte sie allein denn heute keine Ursache gehabt, Gott zu
danken? Die Leute sagten nein, denn mit dem wiederauf-
dämmernden Frieden war der häusliche Krieg bei ihr ausge-
brochen.

Man wußte es nicht anders, als daß das Haus an der
Herrngasse mit dem hohen spitzen Giebeldach, auf dem eine
Windfahne mit dem Reichsadler so melodisch knarrte, ihr
Eigenthum sei, und sie hatte nach dem Tode ihres Vaters den
Handel fortgeführt, dessen Wesen drei verschlungene Riesen-
schwertler mit einer goldenen Krone darüber als Hauschild
erkennlich genug andeuteten. Der Vater war Waffenschmied
gewesen, und zu einer Zeit, da alle Gewerbe darnieder lagen,
hatte das seine florirt. Es ging von ihm das Gerücht, daß
er trotz der schlechten Zeiten Geld „am Zins“ liegen habe,
und Thatfache war, daß er von den durchziehenden Lands-
knechten erbeutete Schatzgelder und andere Kostbarkeiten ein-

gehandelt hatte, von denen um so größere Vorstellungen ver-
breitet waren, als keiner sie mit eigenen Augen gesehen hatte.

Zudeß war der Ursprung von all dem viel beneideten
Besitz nicht ganz so klar, als die Leute dachten. Jenes Haus
mit seiner günstigen Geschäftslage an der Herrenstraße, aus
dem der ganze Wohlstand emporgeblüht war wie eine Blume
aus ihrem Topfe, gehörte eigentlich dem Vetter Ursels, ihres
Vaters Bruderjohne, Sixt Dornbusch mit Namen.

Sixt hatte sich frühe als einen unruhigen Kopf und
Thunichtgut erwiesen. Die kleinen Verhältnisse seines reichs-
städtischen „Vaterlandes“ waren ihm von jeher als zu enge
für die Bethätigung der schlummernden Kräfte seines Naturells
erschienen und eines Tages hatte er sich in Folge eines Streites,
in den er verwickelt worden war und der mit blutigen Kauf-
händeln geendet hatte, auf die Wanderschaft gemacht, ohne bei
der fluchtartigen Natur seines Abzugs über sein Hab und Gut
irgend welche Verfügung zu treffen.

Jahre vergingen; man wußte nicht, was aus ihm ge-
worden war. Sein Ohm hatte von seinem Hause und seiner
Waffenschmiede wie von einem herrenlosen Gute Besitz ergriffen
und sich vom obskuren Altgesellen nach und nach zu einem der
ersten Meister und Leiter der Zunft emporgeschwungen. Die
öffentliche Meinung hatte bei der allgemeinen Unordnung, in
welche während der Kriegszeit fast alle bürgerlichen Verhält-
nisse geriethen, diesen Regentenwechsel mit Ueberspringung eines
Zwischengliedes stillschweigend ratifizirt, und wie sehr die Sache
nach und nach in das Bewußtsein aller übergegangen, be-
kundete unter anderem der Umstand, daß man Ursula Dorn-
busch von ihrem Mädchensjahre an in Stadt und Land nun-
mehr die „Schwertürsel“ benannte. Sie hatte sich anfangs leb-
haft gegen diese Bezeichnung gestraußt, obwohl sie nur einer
harmlosen Beziehung zu dem Wahrzeichen ihres Hauses ent-
sprungen war, aber die Leute wollten später um so weniger
mehr davon lassen, als dem Ausdruck bald auch eine berech-
tigte Nebenbedeutung beigelegt werden konnte. Ursel war näm-
lich, seit sie die Schule besuchte, sehr scharf und sicher in ihrem

Urtheil über Menschen und Dinge gewesen; ja sie hatte, wie man sich etwas trivial auszudrücken pflegt: „ein Maul wie ein Schwert“ und bediente sich dieser zweischneidigen Waffe insbesondere mit Vorliebe, wenn es galt einen wirklichen oder vermeintlichen Angriff auf die Ehre und das Ansehen ihres Handwerks oder ihrer Familie abzuwehren.

Nie hatte sie sich inniger an eine Seele anschließen können; zu stolz, um zu denen herabzusteigen, die sich unter ihr fühlten, und zu stolz, um die Freundschaft derjenigen zu werben, die über ihr standen, war sie stets ihre eigenen Wege gegangen. Selten ließ sie sich zu einem ersten Gruße herbei, und auch ihr Dank hatte einen Beigeschmack von Herablassung, der ihn gar vielen unausstehlich machte. Jedermann fand sie hochmüthig und sie war allgemein unbeliebt. Mit Nachdruck behauptete sie zwar stets, daß ihr nichts am Urtheil der Leute liege, aber wie sehr sie sich durch ihre Schroffheit selbst im Rechte stand, dies sollte in einem Punkte zu Tage treten, der ihr so ganz gleichgiltig doch vielleicht nicht war.

Welchen Anpruch auf Achtung auch ein stark entwickeltes Rechtsgefühl, eine stets fertige Redegewandtheit, ein unbegrenzter Stolz und ein empfindliches Ehrgefühl unter Umständen erheben können, sie hatten keinen Reiz in den Augen der jungen Gefellen ihrer Vaterstadt, die offenbar viel frivolere aber anziehendere Eigenschaften an den Mädchen aufsuchten. Urjel blieb nicht nur auf den Tanzböden, sondern auch im übrigen sitzen und verborg den geheimen Groll, den sie, ohne es sich selbst einzugestehen, im Grunde des Herzens darüber empfand, hinter schon damals nicht mehr neuen Theorien über die Unzuverlässigkeit und den Unverstand der Männerwelt.

So war sie allmählich an der Grenze des jugendlichen Alters angelangt, als plötzlich eines Tages der todtgeglaubte Vetter in die Vaterstadt zurückkehrte. Er hatte nach verschiedenen vorausgegangenen Schicksalen Kriegsdienste genommen und trug die Spuren ausgestandener Gefahren allgemein sichtlich in den Schrammen, die über sein hübsches Gesicht hinflogen. Als ob es sich um etwas Selbstverständliches handelte, ließ er sich bei Urjel häuslich nieder, und ehe man sich noch darüber ausgesprochen, wie sie wohl zusammen auskommen würden, verzeigte eines Tages die Stadt die Kunde in Stammen, daß die Schwerturzel ihren Vetter heirathen werde.

Es ging sehr lustig und üppig auf dieser Hochzeit her; Urjel hatte offenbar ihre Truhen mit den kostbaren Gewandstücken geöffnet, und auch ihr kriegsinvalides Bräutigam sah stattlich genug aus. Nichtsdestoweniger stellte sich alsbald heraus, daß diese Ehe nicht unter einem glücklichen Stern abgeschlossen worden war. Die beiden Gatten lebten nur kurze Zeit in Frieden und Eintracht; dann brach der Streit aus und wuchs an, bis er zuletzt stadtkundig wurde. Ist genug, wenn man an dem einst so friedamen Hause vorüberging, konnte man Urjels keifende Stimme durch die Fenster schmettern hören, und es klang dazwischen wie Donner zum Bliz, wenn Sigt Dornbusch seine Häute auf den Tisch schlug und dazu einen jener derben Flüche austieß, wie er sie im Lager gelernt hatte. Im übrigen blieb er so wenig zu Hause als möglich.

Jedermann fühlte, daß diese Zustände allmählich unhaltbar werden würden, und man war auf das Schlimmste gefaßt, als eines Tages Streit und Zank wie mit einem Schlage plötzlich verstummten. Man hörte weder von Urjels schriller Stimme, noch von Sigts accompagnirenden Klächen mehr etwas; sie erschien nicht mehr in der Kirche, er nicht mehr in den Wirthshäusern; beide waren wie vom Erdboden verschwunden!

Unter Besprechungen, welche diese Mißverhältnisse und ihr auffallend jähes Ende zum Gegenstand hatten, war ein Theil der Kirchgänger nunmehr vor Urjels Hause angelangt. Heute waren selbst die Läden geschlossen geblieben, und das Haus konerte so unheimlich ausgestorben zwischen den festlich geschauerten Nachbarn, daß jemand unwillkürlich auf den Gedanken kam, es müsse hier ein Unglück geschehen sein, und es sei Christenpflicht dem Nächsten beizupringen, indem man sich in erster Linie über den Thatbestand vergewissere. Diese Anschauung, welche zu gleicher Zeit einen willkommenen Vorwand lieferte,

eine begreifliche Neugier zu befriedigen, fand sofort allgemeinen Beifall. Ein Theil der beherzteren Anwesenden begab sich ins Vordertreffen und fing an, die Fensterläden mit Klopfen zu bearbeiten, zuerst ganz sachte, dann immer lauter und ungestümer, gleich als gälte es, einen Todten aufzuwecken.

Es dauerte eine Zeit lang, bis darauf ein Lebenszeichen von innen erfolgte; ja es geschah dies eigentlich erst, als die Bemühungen der Anstürmenden sich bis zu dem Versuche steigerten, das Schloß gewaltsam zu sprengen. Da slog die Thüre mit einem Male auf und Ursula Dornbusch erschien auf der Schwelle. Nun prallten selbst die Unternehmenderen zurück und keiner schien Lust zu verspüren, dem ersten Feuer Stand zu halten.

Die Schwerturzel war von einer bei einem Weibe ungewöhnlichen Körpergröße, und eine gewisse trockene Magerkeit ihrer Formen erhöhte noch den männlich resoluten Charakter, der ohnehin in ihrer Erscheinung lag. Ihr Gesicht trug regelmäßige, fast schöne Züge; nur war es nicht ganz frei von jener hölzernen Starrheit, die man zuweilen bei Rabonnenbildern der altdeutschen Schule beobachtet.

„Was will man von mir?“ rief sie mit rauher Stimme, während sie, wie um sich den Rückzug zu sichern, mit der Rechten den schweren Klopfer ihrer Thüre festhielt.

„Ist Sigt Dornbusch, Euer Mann, nicht zu Hause?“ frug es nach einer Pause kleinlaut aus der Menge.

„Was geht Euch Sigt Dornbusch, mein Mann an, seit Nehlen?“ erwiderte Urjel dräuend, „und was, ob er zu Hause oder nicht zu Hause ist? Findet Ihr sonst keinen mehr außer ihm, mit dem Ihr Eure Morgenandachten in der Trinkschube abhalten könnt, und der sich dazu hergibt, mit Euch bis in die sinkende Nacht hinein hinter dem Krüge zu sitzen, als gälte es, sich die Seligkeit durch Sausen zu gewinnen?“

Zeit Nehlen verstimme, denn er schien genug an dieser Antwort zu haben. Aber ein anderer frug weiter: „Ist er unpäßlich?“

„Seid Ihr ein Doktor?“ warf ihm Urjel entgegen, „daß Ihr Euch so viel um die Krankheiten der anderen kümmert? Ihr thätet besser, für Eure eigene Gesundheit zu sorgen, denn Euer Gewatter ist ködchern und sigt Euch im Nacken, und die einzige Nachtigall, die Ihr noch schlagen hört, ist das Kläuzlein auf dem Dach.“

Der Angeredete erblich und ein Schauer lief durch die Versammlung.

„Was das für gottlose Reden sind!“ legte sich dann eine Nachbarin ins Mittel. „Wir sind in der besten Absicht hergekommen, um Euch unsere Hilfe anzubieten für den Fall, daß Euch ein Unglück betroffen haben sollte.“

„Kafeweise Weiber haben nie ein Unglück wieder gut gemacht, das jemand betroffen. Ich will niemand und brauche niemand! Geht und kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten!“

Damit wandte sie sich ab und wollte den draußen Stehenden die Thüre vor der Nase zuschlagen. Aber während sie noch erhitzt sprach und keifte, hatte sich eine Gestalt durch die Menge bewegt, vor der alle mit sichtlichem Abscheu zurückgewichen waren, um Platz zu machen.

Es war ein Mann in einen kurzen Mantel gehüllt, durch dessen Risse etwas wie ein Amtsabzeichen hindurchschimmerte. Mit langen schnellen Schritten erstieg er die Stufen, die zu dem Hause mit den drei Schwertern emporführten, legte die Hand auf Urjels Schulter und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, ob deren ein aschfarbener Schatten über ihr Gesicht hinglitt. Dann verschwanden beide hinter der Hausthüre, um nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein zu kommen. Urjel hatte ein Tuch umgeworfen, das fast die ganze obere Hälfte ihres Gesichtes bedeckte und folgte nun schwankenden Schrittes dem Büttel aufs Rathhaus.

Sie wurde als des Mordes dringend verdächtig gefänglich eingezogen. Ihr, die so stolz auf ihre Ehre, ihre Familie, ihr Besitztum war, sollte diese unerhörte Schmach zu Theil werden! Aber die Kriminalgerichte kennen keine Rücksicht der Person, und der Schein war in einer merkwürdigen

Verkettung der Umstände gegen sie. Der Rath hatte Dank anonymen Denunziationen in Erfahrung gebracht, daß Sixt Dornbusch verdächtig war. Seit drei Tagen war er mit keinem Auge mehr gesehen worden. Wo war er hingelommen? Dieser dunkle Punkt erforderte eine effektante Aufhellung. Da eine solche aber trotz der peinlichsten akkuratesten Umfragen des Rathes in Stadt und Umgebung nirgends zu finden gewesen, kam das Gericht naturgemäß auf die Idee, der Vermißte sei bei Seite geschafft worden. Viele zweideutige mißgünstige Zeugenaussagen schienen dies zu bestätigen. Nun fiel manches im Zorn gesprochene Wort schwer gravirend in die Waagschale. Die Berichte schadenfroher Nachbarinnen Urjels stimmten merkwürdig mit den Andeutungen der von ihr beleidigten Geschwister ihres Mannes überein. Alle drückten auf sie.

Gerichtskundig war außerdem, daß sie an ihrem ererbten Besitz mit Fähigkeit hing und daß Sixt Dornbusch ihr denselben freiwillig gemacht hatte. Man kannte ferner ihre frühere Abneigung gegen das Geschlecht der Männer und ihre scheinbare Unempfindlichkeit gegen zärtliche Regungen; war im Gegensatz damit die Host, mit der sie die Ehe mit dem kaum wieder-gekehrten todtegegläubten Vetter eingegangen, nicht höchst auffallend? Daß aber diese Ehe keine glückliche gewesen, war nicht minder stadtbekannt; man wußte, daß beide Gatten sich zur Last fielen und die düstern Auserungen, die Sixt über diesen ominösen Punkt gemacht hatte, warfen darauf ein grelles Licht. Dabei war die Schwerturjel ein Weib, von der man sich, wie ihre Ankläger fanden, dergleichen Handlungen wohl verziehen könne. Kräftigen Körpers und resoluten Gemüthes, wie sie sich stets erwies, war niemals erhört worden, daß sie vor einem Hinderniß zurückgeschreckt sei, oder daß sie sich habe allzulange von lästigen Fesseln beeinträchtigen lassen.

Dies alles wurde ihr nun vorgehalten; sie sollte Rede stehen über Widerprüche, die ihr selbst unlösbar schienen, und Punkte aufklären, die ihr selbst dunkel waren. Zum ersten Male wußte sie nicht, wo sie anfangen sollte zu reden; schauernd griff sie sich an die Stirne und sann nach über die verschlungenen Irrgänge des Geschehenen.

Wie es gekommen war, daß sie Sixt so schnell zum Manne genommen? — Sie wußte es selbst nicht, und es lag vor ihr wie ein unsagbarer Traum, aus dem sie halb erwacht war. Die Logen nach ihrer Aussage, die da behaupteten, sie sei über die Rückkehr Sixt Dornbuschs erschrocken, weil er die Hand ausstreckte, mit ihr den Besitz zu theilen, den ihr Vater hinterlassen. An ganz andere Dinge, als an schnödes Geld hatte sie denken müssen, da sie ihn zum ersten Mal wieder nach langen Jahren gesehen, und wenn es ein Schreck gewesen, der sie bei seinem Anblick befallen, so war es ein freudiger. Ungekannnte Gefühle schwellten ihre Brust, und ihr Herz schlug vielleicht zum ersten Male lauter. Sie hatte nie dergleichen an sich erfahren und vermochte sich keine Rechenschaft über den mächtigen Eindruck zu geben, den der Vetter auf sie hervorbrachte. Aber es war für sie Ruß in seinem Lachen, Heiterkeit in seinem Tone, Ehrlichkeit in seinem Gesichte. Er war ein harmonischer Mensch und hatte eine Art, die Dinge leicht zu nehmen, die sie bezauberte. Selten brauste er auf; aber weit entfernt, sich über die Ausdrücke seines Jornes zu entsetzen, fand ihn Urjel alsdann am bewundernswürdigsten. Er lehrte sie, was sie bisher nie verstanden: das Aufhorchen. Stundenlang konnte sie dasitzen, beide Arme auf die Knie gestützt und das Kinn in die Hände und ihm zuhören. Es waren schnurrige Geschichten aus dem Kriegs- und Lagerleben, die er vortrug, und man empfing davon sehr häufig den Eindruck, daß er sie mit eigenen Arabesken ansziere. In der That war es ihm schwer, „bei der Stange zu bleiben“, und die Phantasie ging im Laufe längerer Erzählungen fast regelmäßig mit ihm durch. Am meisten aber pflegte dies der Fall zu sein, wenn er sich die Zunge vorher etwas in der Weinstube angefeuchtet und den Geist durch die Gesellschaft lustiger Kumpane erheitert hatte. Dann waren seine Wangen höher geröthet, und seine gutmüthigen braunen Augen frahlten. Ursula wich seinem Blicke nicht jungfräulich schüchtern aus; sie starrte ihm gerade ins Gesicht und versenkte sich in das Studium seiner Züge.

Etwas seltsam fremdes und doch wieder verwandtschaftlich Wohl-bekanntes lag in seinem Wesen, das sie widerstandslos fesselte und alle ihre Schärfe im Bann hielt.

Von einer finanziellen Auseinandersetzung zwischen beiden war lange keine Rede gewesen, und als endlich Urjel die Sache aufs Tapet brachte, bethenerte Sixt, damit habe es keine Eile, bis er wieder gehe. Da sie diesen Zeitpunkt nicht beschleunigen wollte, kam es zu einem Wettstreit gegenseitiger Generosität, ein Zug, der wenigstens an Urjel ganz neu war. Indessen lag ihr doch daran, ins Reine zu kommen, und eines Tages setzte sie es durch, daß Sixt sie auf das Gericht begleitete. Allein es war auch dort nicht möglich, viel ernsthafte Worte und positive Zusagen aus ihm herauszubringen, und als der Stadtammann, ein jovialer alter Herr, die eigenthümliche Disposition beider gewährte, stellte er ihnen scherzweise den Antrag, sie sollten sich heirathen, das wäre der beste Vergleich, den sie noch dazu außergerichtlich abschließen könnten.

Urjel sagte nicht; nein; Sixt lachte. Dann wurde er nachdenklich. Er fühlte seit einiger Zeit eine gewisse Dede durch seine Stimmung ziehen. Der Herbstwind wehte über die Stoppeln seiner verlorenen Jahre hin; sein zweckloses Dasein, die unbefriedigende Art, in der er die Blume des Lebens und der Gefühle hatte verduften lassen, drückte ihn. Zur diese Krankheit erwartete er wie so viele die Heilung von außen und nahm für ein Bedürfniß nach Häuslichkeit, was in Wahrheit nur ein Symptom dafür war, daß bei ihm ein Theil derjenigen Fähigkeiten zu erlahmen und zu ersticken begann, ohne welche eine glückliche Ehe nicht denkbar ist.

Urjel hatte alles in Erfahrung gebracht, was Sixt Schlimmes nachgesagt werden konnte. Man hatte ihn überall gern gehabt, wo er hingekommen, aber er war nirgends sonderlich lange geblieben. Viele tadelten an ihm eine gewisse Zerfahrenheit und Veränderungsucht, und die Mädchen, denen er in seinen jüngeren Jahren eine Zeit lang nachgegangen, hatten hinterher offen erklärt, es sei kein Verlaß auf ihn gewesen.

Aber die Schwerturjel gehörte zu denen, die keineswegs davor zurückschrecken, einen Versuch zu erneuern, der schon der ganzen Welt mißglückt war, indem sie sich sagen, die ganze Welt habe nicht verstanden, die Sache von der rechten Seite anzupacken; sie allein verstünden es und seien in der Lage, die Fehler zu vermeiden, an denen der Erfolg bisher gescheitert. „Es war ein rechter Unsinn, was der Stadtammann heute sagte,“ leitete sie die Sache ein, als sie nach Hause zurückgekehrt waren. „Wir uns heirathen!“

„Nun, warum nicht?“ entgegnete Sixt.

Sie blühten sich prüfend an, und beide errötheten.

„Ich habe Dich ganz gern,“ erklärte dann Sixt nach kurzem Besinnen mit offenem Gesichte, „und ich glaube, daß Du sehr gut zur Frau eines Landstrichts passen würdest.“

„Meinst Du?“

Er hätte „um keine Zimperlische freien können“, wie er sich ausdrückte, und das schroffe Wesen Urjels, das andere abstieß, zog den alten Soldaten um so mächtiger an, als er selbst eigentlich zu den Naturen aus weicherem Thon gehörte.

So ging es abwärts, den bekannten sanften Abhang hinunter. Sixt wurde galant, und die Schwerturjel schien die mißklingende Nebenbedeutung ihres Spitznamens Lügen strafen zu wollen. Die Fesseln brennen nicht, wenn sie blühen; dies gilt auch von gewissen Charakteren, wenn die Macht der Liebe über sie kommt. Endlich wurden sie eines Sonntags von der Kanzel verkündet.

„Ich will schon mit ihm fertig werden,“ dachte Urjel bei sich. Und er war so harmlos, so kindlich naiv, daß nichts leichter schien. Es war aber gar nicht leicht. Der intime Umgang mit einem Menschen hat das Eigenthümliche, daß er gewisse glänzende Seiten abschleift, wie der Gebrauch die Vergoldung unechter Gegenstände. Der zarte Schmelz äußerlicher oberflächlicher Liebenswürdigkeit, der lockende Reiz der Neuheit und Fremde gehen bald verloren, und was verborgen lag in der Schale, der Kern, tritt zu Tage.

An einem solchen Kern nun schien es Sixt Dornbusch zu fehlen. Urjel suchte instintiv darnach, um darauf das Gebäude ihres ehelichen Glückes zu gründen und konnte nichts dergleichen

finden. Man konnte nicht sagen, daß sein Fonds schlecht war, aber — was kaum besser ist — er schien gar nicht vorhanden zu sein. Dagegen stieß Urjel auf Fehler, die ihr bisher gänzlich entgangen oder doch wenigstens in einem viel milderen Lichte erschienen waren. Es lag ein Zug in seinem Charakter, den man, wenn man sehr gutmüthig war, als ein starkes Anerkennungsbefürfnis deuten konnte, der aber ebenso gut mit den Worten: ruhmredig, eitel und prahlerisch bezeichnet wurde.

Dabei suchte er seine Lorbeeren auf falschen Wegen. Er ließ es sich gefallen, daß man ihn der Lügenhaftigkeit und Aufschneidererei beschuldigte, wenn er nur die Lacher auf seiner Seite hatte. So bildete er sich nach und nach zum Postenreißer und Spasmacher eines ganzen Kreises, und es ist nicht zu sagen, wie sehr darunter seine persönliche Würde litt. Ueberhaupt erwies sich sein Streben zu glänzen mit einem ziemlichen Mangel an Selbstachtung sehr vereinbar. Sein Geschmack an den Tugenden der Gesellschaft war im Lager verdorben worden, und er fand sich eigentlich am wohlsten in der Gesellschaft heruntergekommener Sausbrüder und zweideutiger Klumpene.

Daß seine Ehe irgend welche Aenderungen in seinen angenommenen Gewohnheiten einführen sollte, davon schien er keine Ahnung zu haben. Er ging nach wie vor in die Wirthshäuser und verbrachte den Rest seiner Zeit müßig oder in länderlicher Beschäftigung. Urjel neckte er ob ihres Fleißes und nannte sie, wenn sie sich weigerte, ihm die Zeit todtschlagen zu helfen, in seiner schwäbischen Mundart eine „Ruach“.

Sie schwieg anfangs zu dem allem und ging innerlich mit sich zu Rathe, wie man dem Uebel steuern und Sirt wieder zu einer geordneteren Lebensführung heranziehen könne. Es lag nahe, zu der Arbeit, als dem bewährtesten Regenerationsmittel moralisch zerfallener Existenzen, seine Zuflucht zu nehmen.

Die Waffenschmiede zu den „dreigekrönten Schwertern“ stand seit langer Zeit leer, und kein Feuer brannte mehr in der Esse, seit Urjels Vater das Zeitliche gesegnet. Sie trieb ihren kleinen Handel nur noch mit den spärlichen Resten seines Fleißes und den Produkten anderer fort. Angesichts dessen schlug sie dem Gatten vor, das Handwerk wieder aufzunehmen.

Sirt bemächtigte sich dieser Idee mit dem ihm eigenthümlichen Optimismus, machte Pläne über Pläne und baute ein Lustschloß auf den Trümmern des andern. War er doch, bevor er unter die Landsknechte gegangen, ein gelehrter Waffenschmied gewesen, und das Meisterstück, das er seiner Zeit gefertigt, hatte die ungetheilte Bewunderung aller Kenner hervorgemessen. Die ihm schmeicheln wollten, sprachen noch heute davon und rühmten seine Vorzüge. Es war ein Degen, den man biegen und drehen konnte wie eine Reitgerte und der wie Wielands Schwert Welle im stehenden Wasser zerschneid. Darauf war mittelst einer damals beliebten Kunst eine Allegorie des Sieges, der den Tod überwindet, eingekürzt, gar lieblich anzuschauen und besonders der Tod „sehr natürlich“. Ein schwedischer Obrist hatte das Kunstwerk erworben, und sein Ertrag hatte den Kapitalstock vermehren helfen, mit dem Urjels Vater sein Geschäft emporgebracht.

In Rück Erinnerung so schöner Erfolge sah sich Sirt in der Werkstätte und im Laden um, und erklärte als Resultat seines Angenscheins, der Anfang müsse damit gemacht werden, daß man mit dem alten Gerümpel vollständig aufräume und einen neuen Stil einführe. Er gab an, ausgezeichnete neue Manieren zu kennen und Quellen, woher man Waare und Material am vortheilhaftesten beziehen könne.

Urjel hörte kopfschüttelnd auf seine Auseinandersetzungen. Ihrem konservativen Sinn waren die Grundsätze, die er aufstellte, ein Grenel und sie sprach davon, wie ihr Vater sich im Grabe umdrehen würde, wenn er es hören müßte.

Damals kam es zum ersten Male zu unlieblichen Erörterungen über Herkunft von Wein und Dein zwischen den beiden Ehegatten, und das erste böse Wort in dieser Richtung sollte alsbald zu einer Lawine anwachsen, die ihr Glück unter ihrer Wucht begrub.

Sirt setzte seinen Willen durch; das Material, dessen er zu bedürfen glaubte, wurde um theures Geld herbeigebracht,

aber unwirksam, ohne Freudigkeit und bereits innerlich lahm gelegt, machte er sich an die Arbeit, die ihm anfangs in so reichem Lichte erschienen und nun durch Urjels Widerspruch vergällt worden war. Er arbeitete halb in verbissener Grimme darauf los und lieferte einige sehr gut ausgeführte Stücke im neuen Geschmade und in der neuen Weise. Bald prangten sie am Schaufenster; aber niemand wollte sie kaufen.

Urjel triumphterte und, was noch schlimmer war, sie zeigte diesen Triumph, indem sie Sirt bei Heller und Pennig vorrechnete, was bei der Sache verloren wurde, und wie leicht dies alles zu vermeiden und voranzuziehen gewesen. Wo ihr Vater hingekommen wäre, wenn er so gewirksamst hätte, und ob sie ihm einen so stattlichen Wohlstand hätte zubringen können, wenn er nicht besser mit seinem Talente gewuchert?

Auf diese Weise mißlang der erste Versuch, Sirt zur Arbeit heranzuziehen, denn Urjel hatte nicht verstanden, die zarten Keime einer beginnenden Besserung zu pflegen und zu achten.

Sirt legte die Werkzeuge seines Handwerks wiederum nieder, und das Feuer der Esse erlosch. Die anbrechende Friedenszeit sei dem Aufschwunge des Waffehandwerks nicht günstig, äußerte er und verborg hinter diesem Axiom den Stachel, welchen der erste Mißerfolg auf dem neuen Wege in seiner Seele zurückgelassen hatte.

Es galt nun, auf etwas anderes zu finnen. Urjels Vater hatte außer der Waffenschmiede auch eine kleine Oekonomie besessen. Einige Acker und Wiesen im städtischen Gebiete, die seit der Krieg in der unmittelbaren Umgebung der Stadt gewüthet, ungebaut und verödet lagen. An diese sich zu machen, erklärte Sirt nun den Zeitpunkt gekommen. Urjel sagte nicht direkt: nein, obwohl sie mehr für den Verkauf dieser Gründe gewesen wäre; aber sie gehand offen, es schwane ihr nichts Gutes, wenn sie von einem neuen Projekt ihres Mannes höre.

In der That fand Sirt nach kurzer Zeit, die Güter seien ohne Pferde nicht rational zu bewirthschaften. Pferde aber waren damals eine theure Sache. Der Krieg hatte die Mehrzahl der vorhandenen in Anspruch genommen und der neue Nachwuchs kam noch kaum in Betracht. Es war um die Zeit, da der Bauer sich selbst an den Pflug spannte, und auch der Städter durfte nicht an solchen Luxus denken. Allein Sirt besteuerte, daß sich ihm eine ausgezeichnete Kaufsgelegenheit darbiete, die unbenützt vorübergehen zu lassen wirklich unverantwortlich wäre. Ein Jude behauptete, ein ausrangirtes Parade Pferd des schwedischen Königs selbst zu besitzen und es unter ganz ausnahmsweise günstigen Bedingungen ablassen zu können. Es hatte den poetischen Namen „Troja“, wurde aber in Hinsicht seines erklecklichen Umfangs spottweise schlechtweg „das Trojanische“ genannt.

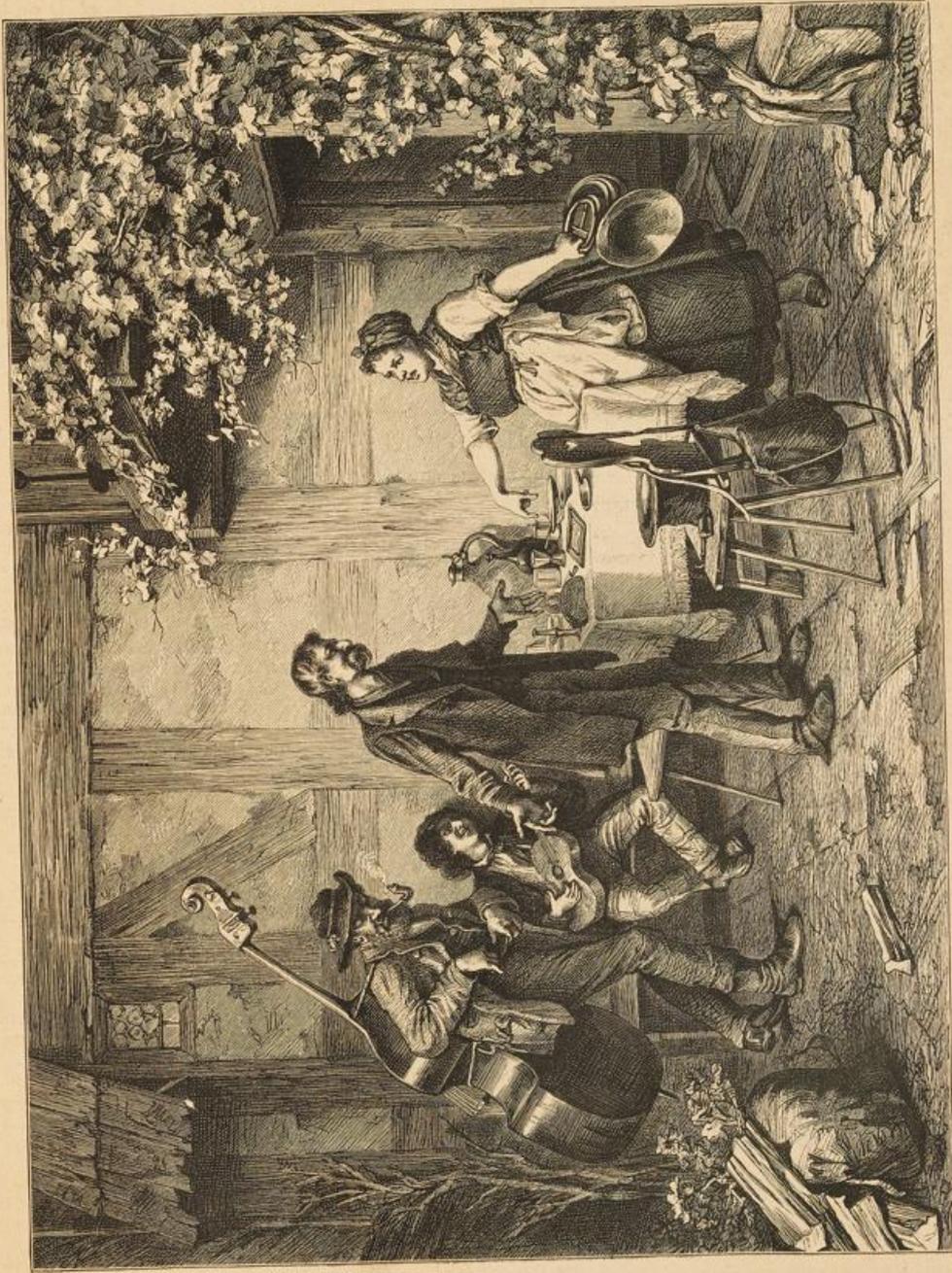
Dem alten Landknecht schwoll der Kamm, als es ihm seine Kapriolen vormachte, schon sah er sich darauf durch die Herrengasse sprengen und er beschloß in seinem Herzen, daß es sein werden müsse, koste es, was es wolle.

Urjel ließ ihn anfangs abwartend gewähren. Dann, als die Kaufpräliminarien schon ziemlich weit gediehen waren, legte sie sich ins Mittel und erklärte, daß sie auch ein Wort mitzureden habe. Dieses Wort aber war ein ganz entschiedenes Nein mit Entscheidungsgründen der kränklichsten Art.

Sie tritten sich eine Weile in angeärgertem Tone in Gegenwart des Juden, und als Urjel nicht zu bewegen war, ihm zu diesem Zwecke Baargeld auszuhandigen, kaufte Sirt das „Trojanische“ auf Pump, um ihr zu zeigen, wer Herr im Hause sei.

Zum Ackerbau wurde es freilich nur wenig benützt, und da sich Sirt doch vor den arbeitenden Nachbarn schäme, spazieren zu reiten, stand es die meiste Zeit über unbenützt in dem neuerbauten Stalle.

Auf diese Weise verging Sirt auch sein kaum erwachter Geschmack an der Landwirtschaft schnell. Er setzte sich wieder auf die Okerbank und „blies Trübsal“. Nun neckte er Urjel nicht mehr, wenn sie am Spinnrad saß; aber er fing an, sich in seinem Hause zu langweilen. Damals hörte man ihn häufig Gedanken der Reue aussprechen, seine Freiheit so leichten Kaufes aufgegeben zu haben, und von der goldenen Zeit schwärmen, da



„Erst bezahlen!“ Originalzeichnung von A. Conrad.

die Erde sein Bett, der Himmel seine Decke, der Mantel sein Haus gewesen, und er schien nicht mehr zu wissen, in welchem warmen Nest er sich festgesetzt.

Im übrigen suchte er seine Zerstreungen auswärts, und je drückender ihm sein Haus erschien, um so besser unterhielt er sich als Mitglied der Schützengilde, und wo es eine Jagd gab, war er auch dabei. Da man ihn allgemein für sehr wohlhabend hielt, wurden die größten Ansprüche an seinen Geldbeutel gemacht, und er that alles, was in seinen Kräften stand, diese günstige Meinung über seine Verhältnisse aufrecht zu erhalten. Urjel sah mit Schrecken, wie die blanken Thaler in seinen Händen ordentlich Flügel bekamen. Sie suchte im Kleinen zu sparen, was er im Großen hinauswarf. Dies ließ ihm sein Haus und ihre Person noch unleidlicher erscheinen. Vorstellungen aber machten schon darum keinen Eindruck auf ihn, weil er nicht daran glaubte, und wenn Urjel ihm den Schlüssel zur Kasse verweigerte, ließ er einfach anklopfen.

So kam es, daß die Mittel auszugehen anfangen. Als der Zahlungstermin vorüber war und der Jude kam, den Kaufschilling für das trojanische Noß einzuziehen, war dieser Betrag satisch nicht mehr in Kassa. Sigt hielt es für einen schlechten Scherz Urjels und verschrieb dem Juden eine größere Summe, indem er ihn auf eine bessere Laune seines Weibes vertröstete. Diese bessere Laune aber ließ vergebens auf sich warten, ja die schlechte schien sogar schließlich auch Sigt anzusteden, als nach und nach die Gewißheit in ihm aufdämmerte, daß Urjel in der That die Wahrheit gesprochen habe.

Eine Möglichkeit freilich gab es doch, den Posten zu decken, wenn Urjel nur darauf eingehen wollte. Die eingehandelten Werthgegenstände ihres Vaters lagen noch unberührt und unangebrochen an ihrem alten Plage. Es war ein ziemlich großer Sack voll werthvoller, goldgestickter Gewandstücke und Schmucksachen, und in seiner Mitte ruhte, wie das Herz im Leibe, ein kleines Säckchen voll blanker Thaler. Urjel hatte Sigt all diese Herrlichkeiten nur ein einziges Mal gezeigt und seitdem, gleich als empfände sie Reue darüber, ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet. Es war am ersten Morgen nach ihrer Verheirathung gewesen, da sie ihn glückselig durch Hans und Hof geführt, wie um ihm zu zeigen, was nun alles gemeinsam geworden sei. Eine schwere Truhe hatte hinweg gerückt werden müssen, dahinter kam in einem verborgenen Wandschrank der Sack zum Vorschein. Sigt hatte ihm und seinem blinkenden Inhalt nur wenig Beachtung geschenkt, denn ein Besitz, dessen unmittelbaren Nutzen er nicht einsah, vermochte ihn niemals zu reizen. Jetzt erinnerte er sich seiner als eines willkommenen Auswegs. Es bedurfte wohl einiger Ueberwindung und Vorbereitung, Urjel davon zu sprechen. Er war eine Zeit lang ganz zärtlich gegen sie, und als sie arglos auf diesen schon halb verlernten Ton einging, rückte er, nachdem er sich eine Weile lang fast heiser geräuspert hatte, mit seinem Anliegen heraus, ahnungslos, welchen Sturm er damit erregte.

Urjel wurde ganz blaß vor Schrecken und frag ihn, ob er denn von Sinnen sei? Dies gab ihm den falschen Muth der Opposition, und er entgegnete, daß er nicht Lust habe, sich bevormunden zu lassen wie ein Kind. Aber auch Urjel kam immer mehr und mehr in Harnisch. Von ihrem Vater sei alles hergekommen, klagte sie, mehr als das Sechsfache denn ihm gebühre, habe Sigt in Anspruch genommen; nun aber sei es genug. Die Schatzgelder und Kleinodien im Sack seien der eigentliche und alleinige Besitz ihres Vaters gewesen und daran dürfe ihr keine Hand rühren; sie lasse nicht davon und wenn sie seine Seele damit aus den Klauen des Satans loskaufen könne!

Dies war ein bitteres Wort, und noch bitterere folgten. Wo dieses Geld herrühre, und wer mehr Anspruch darauf habe, der es zuerst herbeigeschafft, oder der es vermehrt habe, dies bildete ein Thema von unendlicher Variirbarkeit, bei dessen er-

gründender Behandlung insbesondere nichts leichter war, als sich gegenseitig gewisse Schmeicheleien über angeborene Eigenschaften, die Leichtsin im Blute, die schneidende Zungenfertigkeit ohne Herz an den Kopf zu werfen. Es fielen einige jener Worte, die wie vergiftete Pfeile wirken und Wunden schlagen, die nur schwer und langsam heilen. Endlich endete der Streit, indem beide erklärten, sie haßten sich vom Grund der Seele, und den Tag und die Stunde versuchten, da ein böses Schicksal sie aneinander gezeffelt. Dann verließen sie in ein tropiges Schweigen und redeten tagelang kein Wort mit einander.

Der Jude verlangte unterdessen seinen Kaufschilling dringender. Sigt hoffte trotz des Vorgefallenen, daß Urjel es nicht bis zum äußersten kommen lassen werde und schlug ihr höhnisch die Bette vor, „daß sie noch in der letzten Stunde die Auspländung verhüten werde; er wisse wohl, nicht aus Rücksicht auf ihn, aber aus Eitelkeit und aus Rücksicht auf die Welt.“

Sie entgegnete, „er möge sich das ja nicht einbilden,“ und schwur ihm bei allen Eiden, daß sie bei ihrem Standpunkt beharren werde, wogegen er ihr damit drohte, dem Gerichte das verborgene hauptsächlichste Pfändungsobjekt zu offenbaren, das sie der Masse in widerrechtlicher Weise, da sie in Gütergemeinschaft lebten, vorenthalten wollte.

Mit höhnischer Bereitwilligkeit räumte sie ein, daß sie ihn dessen wohl für fähig halte, da er ja ein Mensch sei, dem nichts heilig und den sie nur verachten könne.

Glücklicher Weise gebiet die Sache nicht zu ihrem Gipfel. Der Jude mochte eingesehen haben, daß hier in der That nicht mehr viel zu holen sei, und erklärte sich bereit, sich wieder mit seiner Waare bezahlen zu lassen. So wurde eines Morgens das Trojanische aus Sigts Stall geholt.

Das Geispötte der Leute darüber wollte gar kein Ende nehmen. Die einen sagten, das Trojanische sei im Stalle Sigts wohl nur gemästet worden und würde nun zur Schlachtbank geführt, die anderen setzten hinzu, die Dornbusch hätten so vornehm auch nicht zu thun brauchen, da ja doch alles nur eitel Schein und Hofsahrt gewesen. Die Vorstellungen von Urjels Reichthum fielen im Nu von übertriebener Höhe zu übertriebener Tiefe herab, und es gab wenige, die sich nicht veranlaßt fühlten, dieser Aenderung einen entsprechenden Ausdruck zu leihen. Am tiefsten verletzte es Sigt, wenn man ihm vorwarf, daß er prahlerisch über die Mittel Urjels gelebt habe. Er entgegnete, „seines Weibes Mittel seien auch die seinen, denn beide hätten ja ein und denselben Ursprung: seines Vaters Anwesen.“ Aber seine Behauptungen fanden keinen Glauben. „Alles rühre von Urjel her,“ meinten die Leute, „das müsse wahr sein, denn sie habe es ja selbst gesagt.“

So hatte sie also über ihre internen Streitigkeiten nicht einmal den Schleier gelassen und dem Bedürfnis nicht widerstehen können, für die herrschende Stellung, die sie in der Ehe beanspruchte, auch außerhalb der Familie Partei zu werben!

Sigt schüttelte wie verstört den Kopf dazu. Immer dumpfer stieg der Widerwille gegen sie in seinem Herzen auf, wie schwarzer Rauch von einem verborgenen Feuer des Hasses. Die Redereien im Wirthshaus führten schließlich sogar zu einer Kauferei, aus der Sigt zwar als Sieger hervorging, aber lange nachher noch war es ihm, als ob im Tone aller gegen ihn ein leiser Anflug von Spott läge, dem er nichts anhaben konnte.

Seit dieser Zeit sank er immer tiefer und tiefer. Man sah ihn sogar manchmal betrunken, und auch in seiner äußersten Erscheinung drückte sich allmählich der Stempel leisen Verfalls aus. Urjel hatte ihn einige Male spät nach Mitternacht unter Schimpfen und Schelten aus dem Wirthshause heimgeholt, und die Stichelreden, die ihm auch dies eintrug, hatten den Erfolg, daß er seitdem wie zum Troy noch länger sitzen blieb und immer einer der letzten war, die schwerbeladen nach Hause wandten. (Schluß folgt.)

Eine wolkrieschende Industrie.

Von Dr. Schloemilch.

Wer sein Kleid oder sein Taschentuch parfümirt, ahnt wohl nur selten, wie viele Hände thätig sein müssen, ehe es gelang, den zarten Blumenduft zu binden und der Industrie

und dem Handel dienstbar zu machen. In der That, die Wohlgerüche sind zart und einem plumpen Fassen durchaus abhold. Herrlich duftet ein Veilchensträußchen, wenn man seinen

Nachdruck verboten.
Jes. u. 11. VI. 70.

Genuß im Verberberreifen an, nahm, wie sehr enttäuscht wird aber, wer seine Nase so recht mit dem Wohlgerüche sättigen möchte, denn er riecht nur Blätter und Stengel. Wenn wir hier noch leicht den Saft des Duftes als in der Blüte befindlich erkennen können, so ist das doch in manchen Fällen nicht möglich. Von einem blühenden Wickenselde führt uns der Lufthauch oft einen feinen Wohlgeruch entgegen, aber vergeblich ist das Bemühen, durch die Nase seine nähere Quelle zu finden. Er kommt ohne Zweifel aus der Blüte; aber der Duft, den eine einzige entwickelt, ist so gering, daß in deren Nähe andere Gerüche vorherrschen, und erst in einiger Entfernung der durch unzählige Blumen verstärkte Wohlgeruch für uns wahrnehmbar wird. Für unsere praktischen Zwecke sind nun glücklicherweise die meisten Wohlgerüche nicht so diffiziler Natur, es gibt sogar deren, welche recht beständig sind und auch in solcher Menge aus den Pflanzen gewonnen werden, daß der Parfümeur durch einen reichlichen Zufuß davon einen süßen Geruch verdeden kann, der dem unparfümirten Toilettenartikel anhaftet, wie dies z. B. bei den überall gekauften Kotosseifen der Fall ist.

Wir wollen hier jedoch nicht davon sprechen, wie man diese beständigen Nichtstoffe, die sogenannten „ätherischen Oele“ gewinnt, wir wollen vielmehr uns von einem Parfümeur von den feineren Wohlgerüchen erzählen lassen, woher sie kommen und wie man sie gewinnt. Im Süden Frankreichs, an den gesegneten Küstenstrichen des mittelländischen Meeres, wo Jahr aus Jahr ein ein mildes schönes Klima der Vegetation die günstigsten Verhältnisse gewährt, wo der Hauch des Windes schon den Wohlgeruch wildwachsender Blumen mit sich führt, mußte sich der Sinn des Menschen auf Hebung dieser Schätze richten und versprach die Arbeit guten Lohn, die flüchtigen Blumengeister zu fangen, um auch nördliche Länder mit ihnen zu versorgen. So baut man in den Gegenden von Nizza, Grasse, Cannes kein Getreide, zieht keinen Wein, sondern kultivirt hektarenweise Rosen, Veilchen und Jasmin. Das ganze Jahr hindurch werden die Hände gerührt, den köstlichen Duft zu gewinnen, der zur Zeit der Blüthenzeit die Luft betäubend erfüllt. Schon im März beginnt die Ernte, und zwar mit Veilchen und Jonquille; im Mai und Juni kommen Rosen, Orangeblüten- und Blätter- und Eisenkraut an die Reihe, im Juli folgen Nelke, Rosmarin, dann Melisse, Jasmin, Lavendel, Geranium, bis endlich im Oktober und November mit der Mazie die Arbeit des Einbringens ihr Ende erreicht. Beim Sammeln ist mancherlei zu beobachten. So entwickeln manche Blütenarten ihr Parfüm zu verschiedenen Zeiten in wechselnder Stärke; Rosen müssen morgens, Nelken bei Sonnenschein, Jasminblüten vor Sonnenaufgang gebrochen werden. Die Blüten müssen auch möglichst frisch zur Verarbeitung gelangen, ein Umstand, den der Fabrikant bei seinen Dispositionen wohl berücksichtigen muß. Bemerkenswerth ist, daß die einzelnen Gegenden dort Spezialitäten besitzen, so Nizza die Veilchen, welche bei Grasse nicht recht gedeihen wollen, während da wieder die Rosenkultur und bei Cannes die der Mazie (französisch Cassie) am erfolgreichsten betrieben wird. Die Quantitäten an Blüten, welche dort erzeugt werden, sind ganz enorme. Grasse, Cannes und die umliegenden Dörfer erzeugen jährlich etwa 40,000 Kilo Rosen-, 50,000 Kilo Jasmin- und 400,000 Kilo (!) Orangeblüten; dazu kommt noch Cannes mit etwa 17,000 Kilo Cassie- und Nizza mit etwa 25,000 Kilo Veilchenblüten! Fürwahr hinreichendes Material, um sämtliche Salons der Welt und deren Bevölkerung in guten Geruch zu bringen und zu erhalten!

Zur Fixirung dieses Blumenduftes nun werden zwei Methoden in Anwendung gebracht. Die erste ist die sogenannte Maceration. Man schmilzt dabei bestgereinigtes und von allen Eiweißtheilen befreites Fett im Wasserbade, gibt im bestimmten Verhältniß Blüten zu und rührt längere Zeit langsam um; dabei geht der Wohlgeruch an das Fett über. Durch wiederholtes Abgießen der extrahirten Blüten und Zugabe frischer läßt sich eine ziemlich starke Parfümirung dieser sogenannten Blütenpomaden erreichen. Die andere Methode ist ein Absorptionsverfahren, die sogenannte *Enflourage*; man wendet sie bei Veilchen, Rosen, Jasmin und Tuberoze, also zur Fixirung

der feinsten Gerüche an. Man überzieht dabei Glas tafeln, welche in hölzernen Rahmen eingefügt sind, mit einer dünnen Schicht bestgereinigten Fettes und streut dann Blüten auf. Die Tafeln schichtet man in passenden Gestellen übereinander und läßt sie einige Zeit — bis zu drei Tagen — stehen. Dabei absorbirt die Pomade ebenfalls den Wohlgeruch und läßt sich auch hier derselbe durch wiederholte Zugabe frischer Blüten konzentriren. Bei beiden Methoden läßt sich statt der Pomade auch Olivenöl anwenden. Gewöhnlich werden diese Blütenpomaden und Oele in zwei Stärken dargestellt, die schwächeren finden Verwendung für das Kopshaar, die besseren, von denen das Kilo mit 12—14 Fres., in Veilchengeruch sogar mit 20 Fres. und darüber bezahlt wird, dienen zur Extraktfabrikation. Welchen Werth schon diese parfümirten Pomaden repräsentiren, läßt sich nach der Angabe veranschlagen, daß Grasse und Cannes allein etwa 150,000 Kilo jährlich produziren! Und doch ist das nur ein Theil des ungeheuren Ertrags, den jenes bevorzugte Land seinen Bewohnern schenkt; denn auch die Quantitäten parfümirter Wässer und feiner ätherischer Oele, welche dort gewonnen werden, sind außerordentlich groß. In Orangeblütenwasser allein werden jährlich etwa 500,000 Kilo dargestellt; Grasse und Cannes allein liefern ferner etwa 4000 Kilo Lavendelöl, 450 Kilo Pettigrainöl und 250 Kilo des feinen Orangeblütenöls (*néroly bigarrade*), der Quantitäten von Geranium-, Thymianöl u. a. gar nicht zu gedenken! Die Blüte des Orangenbaumes ist neben der Rose von den hier in Rede stehenden die einzige, aus welcher sich der Nichtstoff in Form eines ätherischen Oeles gewinnen läßt, das freilich theuer genug zu stehen kommt, denn 1000 K. Blüten geben erst etwa 800 Gramm desselben!

Zur Bereitung von Extrakts, der für uns zweckmäßigsten Form der Wohlgerüche, wird nun bei gewöhnlicher Temperatur feiner Alkohol mit jener stark parfümirten Blütenpomade in bestimmtem Verhältniß zusammengeriührt.

Dabei geht der Blumenduft wieder allmählich an den Alkohol über, und es läßt sich durch wiederholtes Ausziehen die Pomade völlig geruchlos machen. Zwar löst sich im Alkohol auch eine kleine Menge Fett mit auf, welche mit der Zeit sowohl der Reinheit wie auch der Haltbarkeit des Extrakts schaden würde, doch ist jene dadurch leicht zu entfernen, daß man das Extrakt stark abkühlt, wodurch sich das Fett in Flocken ausscheidet. Für sich allein sind nun diese alkoholischen Auszüge aus der Rosen-, Veilchen-, Jasminpomade u. c. zum Gebrauch noch nicht geeignet, da ihr Wohlgeruch sich mit dem Alkohol noch zu leicht verflüchtigt. Um ihn nachhaltiger zu machen, setzt man etwas in Alkohol gelöstes wohlriechendes Harz, sogenannte Tinktur, ferner aber auch geringe Mengen von feinsten ätherischen Oelen zu. Je älter nun diese Mischung wird, um so inniger vermischen sich die Zusätze, und um so charakteristischer entwickelt sich dann das Parfüm. Es ist dann selbst für geübte Nasen schwer, jene herauszufinden, während man bei einem erst komponirten Extrakt sie gleichsam neben- oder naheinander riecht. Die Qualitäten und Quantitäten der verschiedenen Bestandtheile gestalten nun unzählige Variationen. Die Kunst des Parfümeurs besteht darin, charakteristische Mischungen herauszubereiten. Manche der Extrakts, namentlich die sogenannten Bouquets, genießen einer allgemeinen Beliebtheit, wie *Jockey-Club*, *Millefleurs*, *Springflowers*; ebenso das englische *Chouquet*, das von sehr feinem eigenartigen Geruch ist. Wie überall, will auch hier das Publikum von Zeit zu Zeit etwas Neues, und willig sucht man durch neue Kompositionen diesem Bedürfniß abzuhelfen. Die wenigsten davon bieten jedoch etwas Charakteristisches, und dann soll der Name das Fehlende erlösen; man denke an *Kiss-me-quick*, *Frou-frou*, *Pensez-à-moi* u.

Von allen Taschentuchparfümen behauptet jedoch das *Extrait aux violettes de Parme* unverrückt den ersten Rang. Die Beliebtheit dieses Wohlgerüches ist geradezu historisch, denn Veilchenduft wurde schon bei den alten Griechen besonders geschätzt. Jene Etiquette ist zwar durchweg eine kleine Mystifikation, welche man sich aber schon gefallen lassen kann, denn die verwendeten Veilchen sind, wenn auch nicht in Parma, so

doch in Nizza gewachsen, sie stehen aber an Güte allen anderen gleich. Auch hier wird das unmittelbar aus der Blütenpomade erhaltene Extrait noch mannigfach verfeinert, um den sonst etwas kratzigen Geruch milder und beständiger zu machen. Auch beim Veilchenextrait läßt sich der wundervolle Duft nicht mit vollen Zügen genießen, wie das bei der frischen Blüte auch der Fall ist. Der Kenner weiß dies auch sehr wohl und verwendet nur wenige Tropfen, die ihn veilchenähnlicher riechen lassen, als wenn er das halbe Flacon opfert.

Eine ganz besondere Bedeutung für die Darstellung guter Extraitts hat ein allbekanntes Riechstoff, der Roschus, welcher dem Moschusthier entstammt. An Ausgiebigkeit und Stärke wird er kaum von einem anderen Stoffe in der Parfümerie übertroffen. Sein alkoholischer Auszug, in kleinen Mengen den Extraitts zugesetzt, hebt das Charakteristische der einzelnen Kompositionen. — Von den ätherischen Oelen, welche zu diesem mit verwendet werden, mag hier Nelken-, Geranium-, Sandelholz-, Orangenhüten- und türkisches Rosenöl genannt werden. Man gewinnt sie durch Destillation der betreffenden Pflanzentheile mit Wasserdämpfen. Das Rosenöl wird sowohl bezüglich seiner Ausgiebigkeit, wie auch seines Preises weit überschätzt. Der Parfümeur muß gewöhnlich recht ansehnliche Mengen davon verwenden, wodurch freilich wieder der Preis des Zusages hoch genug wird. Für das Kilo echt türkisches Rosenöls wurde vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 840 Mark gezahlt, in Folge schlechter Ernten schon ein hoher Preis. Jetzt freilich hat sich die Spekulation dieses Artikels bemächtigt, und unter 1300 Mark ist keine echte Waare mehr zu haben. Es sind die Rosenkulturen bei Kezantyk, Eski und Zeni-Sagra, am Südbahngang des Balkans, welche allein den Markt mit Oel versorgen, total vernichtet, und die mit der Gewinnung desselben vertraute bulgarische Bevölkerung ist verjagt worden. So bleibt es allerdings sehr zweifelhaft, ob in den nächsten Jahren auf frische Waare zu rechnen ist. Die Quantität des von dort jährlich in den Handel gebrachten Rosenöls ist sehr bedeutend, 1877 betrug sie etwa 1000 Kilo, 1869 sogar über 3000 Kilo. Auch Südfrankreich produziert ein Rosenöl, das jedoch wegen seines höheren Preises kaum Verwendung findet.

Ein höchst feines ätherisches Oel, einer Orchideenart entstammend, wird von Manila aus auf den Markt gebracht. Es ist dies die Essenz Mang-Mang — malayisch: verloren, verloren! — welche den Grundgeruch für das bekannte liebliche Extrait gleichen Namens abgibt. Das Kilo dieses Oeles wird mit 8—900 Mark bezahlt. Noch weit theurer ist das ebenfalls von den Philippinen kommende Champaccad, das gar 2700 Mark kostet! Noch theurer als dieses, und neben Moschus wohl der theuerste aller Parfümeriestoffe, ist das ätherische Oel, welches neuerdings aus dem Wurzelstock des Florentiner Veilchens — iris florentina — destillirt wird. 100 Kilo Wurzel geben erst etwa 40 Gramm reines, von allem Harze freies Trisol; wegen dieser geringen Ausbeute wird auch der Preis von 3000 Mark für das Kilo nicht zu sehr überraschen. Das Trisol ist bei gewöhnlicher Temperatur fest, sein Geruch ist durchdringend und so veilchenähnlich, daß es trotz seiner Kostbarkeit mehr und mehr Verwendung findet. Doch genug der Belege, wie theuer

der Parfümeur so manches seiner Materialien bezahlen muß; man kann schon den mitgetheilten Angaben entnehmen, daß gute Extraitts ein theurer Artikel sein müssen.

Zum Parfümiren der Seifen gelangen fast ausschließlich ätherische Oele zur Verwendung, und nur ausnahmsweise benutzt man dazu auch Extrait. Besonders beliebt sind die Rosen- und Veilchenseifen, von letzteren namentlich die englische. Ihr Geruch ist sehr angenehm, hat jedoch mit Veilchenduft kaum Ähnlichkeit. Wohl aber ist dies der Fall bei der freilich auch viel theueren savon aux violettes de Parme, welche die einzige ist, zu deren Parfümierung Veilchenextrait mit verwandt wird. — Feinste Rosenseife wird zwar nicht ausschließlich mit türkischem Rosenöl verfeinert, erhält aber doch davon einen ganz ansehnlichen Zusatz. Den Grundgeruch liefert bei ihr das Geraniumöl, aus der gleichnamigen Pflanze gewonnen, das in der Verdünnung sehr rosenähnlich riecht. Die feineren Sorten davon erzeugt Südfrankreich; eine geringere, die sogenannte essence de geranium d'Afrique, wird neuerdings bei Chélagas und Bouffarid in der Ebene von Metidja in Algier gewonnen. Die Quantität desselben steigt durch dreifache Ernte in einem Jahre oft auf 6000 Kilo! — Zur Darstellung der allbekanntesten Mandelseife wird gewöhnlich nicht Bittermandelöl, sondern das viel weitem nicht so schön riechende Mirbanöl (Nitrobenzol) verwendet; nur die feinsten Mandelseifen sind mit ersterem parfümirt. Liebhaber derselben thun jedoch gut, sich gleich beim Ankauf von der Güte der Waare zu überzeugen. Das Bittermandelöl verändert sich nämlich ziemlich rasch an der Luft, wie auch im Seifenkörper, und trotz Papier- und Staniroleinshield wird die Seife bald geruchlos. Von den mit Bouquetgerüchen parfümirten Seifen mag nur eine der vorzüglichsten Erwähnung finden: die savon de Thridace. Die echte kommt von Paris, doch auch deutsche Fabriken liefern sie in recht guter Qualität.

Bei der Darstellung der feinen Seifen geht es nun nicht an, der heißen flüssigen Seifenmasse die ätherischen Oele zuzugeben; sie würden die hohe Temperatur gar nicht vertragen und sich zerlegen, oder aber sich in solcher Menge verflüchtigen, daß mehr als der kalkulirte Nutzen des Fabrikanten mit in die Luft gehen würde. Hier muß man zur Methode der kalten Parfümierung greifen. Dabei wird beste, möglichst geruchlose Talgseife in dünne Späne geschnitten; diese werden dann in die Seifenmühle gebracht, zwischen deren Walzen sie noch weiter zerkleinert werden. Dann wird Farbe und Parfüm auf die Masse gepresst und in wiederholten Durchgängen durch die Mühle der Seife gleichmäßig einverleibt. Nun kommt diese in die sogenannte Peloteuse, in welcher sie durch eine schwere, mit Dampfkraft bewegte Stämpfe wieder zu einem konsistenten Körper zusammengearbeitet wird. Ein Stempel treibt sie dann in Form eines Niegels heraus, den die Maschine gleich selbst in kleinere oder größere Stücke schneidet, die noch getrocknet, gepulvert, gepreßt und etiquettirt werden müssen, ehe sie zum Verkauf fertig sind. Die ganze Arbeit muß unter Beobachtung gar mancher Umstände vollzogen werden und erfordert überhaupt geübte Hände. Welche Umwege aber muß der Parfümeur einschlagen, ehe er seinen Zweck den köstlichen Blumenduft endlich dienstbar gemacht hat!

Land und Leute in Rumänien.

Von K. Rodde.

Unzweifelhaft gehört Rumänien zu den geeignetsten Ländern Europas, sowohl durch seine Lage, wie durch seine Bodenbeschaffenheit. Während im Süden der Donaustrom die natürliche Grenze bildet, umspannen nordwärts die Karpathen in einem mächtigen Winkel vom eisernen Thor bis zur Bulowina das Land. Und was für großartige Gebirgszüge sind es, was für gewaltige Bergriesen, die sich da erheben, z. B. der Budschesch mit seinen 8400 Fuß über dem Meeresspiegel, Berge, von deren Scheiteln auch die glänzendste Sommer Sonne den glänzenden Schnee nicht aufzulangen vermag. Und welch herrliche Wälder, Urwälder in des Wortes verwegener Bedeutung, krönen die Höhen, Wälder, in denen der Bär und der Wolf haust,

und durch deren Gestrüpp der kühne Jäger sich mit der Art den Weg bahnen muß!

Nur wenige Pässe führen von Rumänien hinüber nach Siebenbürgen; ich nenne den Vulkanpaß, durch welchen der Schluß sich seine Bahn gebrochen, dann den von der Aluta gebildeten Rothenthurmpaß, welchen schon die römischen Legionen benutzten, um in das nördliche Dacien zu gelangen, weiter östlich den Temespaß, durch den die Straße zwischen Bukarest und Kronstadt führt, eine Straße, welche, bevor es Eisenbahnen im Lande gab, während des Winters, wenn die Schifffahrt auf der Donau eingestellt war, fast den einzigen Verkehr zwischen Rumänien und dem westlichen Europa vermittelte, und welche auch gegen-

Nachdruck verboten.
Oef. 9. 11. IV. 70.

wärtig, da der Krieg den Strom gesperrt und auch die Eisenbahnen sich unterworfen hat, vielfach benutzt werden muß.

Ich kenne diese Straße aus eigener Erfahrung. Wie eine Schlange windet sie sich empor, auf der einen Seite die steile undurchdringliche Felsenwand, auf der andern den tiefen Abgrund, in welchen das Auge mit Grauen blickt. Nur an den gefährlichsten Stellen, zumal an den Biegungen, ist ein Schutzgelenker errichtet; aber wenn man sich dasselbe ansieht, begreift man nicht, was und wovon es schützen soll. Wagen und Pferde vor dem Hinunterfallen? Nimmermehr! Ein starker Druck der Hand, ein Stoß mit dem Fuße ist im Stande, das ganze Ding über den Haufen zu werfen.

Zuweilen ist die Straße so schmal, daß zwei Wagen nicht aneinander vorüber können. Um das Begegnen zu vermeiden, steigt der Kutscher ab, geht einige Schritte voraus, schaut um die Ecke, und findet er nichts Bedenkliches, so ruft er seinen Pferden zu, die denn auch gehorsam nachkommen. Ist der Kutscher zu träge, um abzusteigen, so knallt er nur etliche Male mit der Peitsche; hört er nur den Widerhall, aber keinen Widerknall, so fährt er auf gut Glück weiter.

Die gefährlichste Stelle der ganzen Straße ist am Berge Dress. Dieser Berg hat nämlich die Eigenthümlichkeit, zeitweise in Bewegung zu geraten, d. h. zu rutschen. Ein solcher Bergbruch hatte gerade kurze Zeit, bevor ich die Stelle passirte, stattgefunden, und zwar der Art, daß auch ein Stück der Straße mit weggerissen und in die Tiefe gestürzt war. Da es zugleich auch heftig geregnet, so war zum Ueberflus ein Giechbach entstanden, der die Straße zum Theil ausgewaschen hatte. An Ausbesserung hatte noch niemand gedacht. Was thut der Kutscher? Er sucht sich etliche Steine, legt dieselben in die Rinne dicht an des Abgrunds Rand, legt sich auf seinen Bod, und mit lautem Gott! und Hü! geht's über die halbsbrecherische Stelle hinweg. Das Gleiten eines einzigen Steines hätte das schrecklichste Unglück herbeigeführt. Begreiflicherweise waren wir Deutsche, die wir von der Reisegeellschaft waren, vorher ausgestiegen, zwei walachische Frauen dagegen, deren eine sogar ein kleines Kind an der Brust hatte, waren ruhig sitzen geblieben und lachten hinterher die ängstlichen Deutschen aus. Niemals wäre ein „gebildeter“ Wagenlenker mit „gebildeten“ Rossen über eine solche lebensgefährliche Stelle gefahren, und hätte er es versucht, er wäre sicher gestürzt. Aber ein Walache riskirt es; er ist sicher, daß ihm nichts passiert; d. h. wenn etwas passiert, erfährt man's halt nicht!

In dem Hochgebirge selbst sind die reichsten Schätze verborgen. Wild und Holz gibt es natürlich im Ueberflus, und drunten im Innern lagern die verschiedensten Erze und Metalle und harten des Tages, da sie herauf geholt werden ans Licht der Sonne von Menschenhand.

Aber wann wird dieser Tag kommen? Aus der Tiefe brodeln zahlreiche Mineralquellen hervor, die an Heilkraft denen von Westeuropa wenig nachgeben. Aber wem bringen sie Heilung? Unbeachtet, unbenuzt fließen sie dahin! Mächtige Steinsalzblöde ragen da und dort aus dem Boden; aber ihre Ausbeutung, die hauptsächlich durch Strafgefangene geschieht, läßt viel zu wünschen übrig. Große Steinkohlenlager finden sich fast unmittelbar unter der Oberfläche, aber wegen Mangels an Straßen und Arbeitskräften hat man sie bis in die neueste Zeit unbenuzt liegen lassen müssen und bezieht, so viel ich weiß, auch heute noch den Bedarf aus Oesterreich und England. Stromweiss quillt das Petroleum aus der Erde, aber die weitere Verarbeitung ist mangelhaft. Erst die Vollendung des Eisenbahnnetzes, namentlich der Verbindung nach Ungarn und Siebenbürgen dürfte eine Aenderung, d. h. Besserung schaffen.

Nur ein Beispiel, wie es so geht! Als die Stadt Bukarest, wenigstens in ihren Hauptstraßen, mit Quadern gepflastert werden sollte, da war die Hauptfrage des hochweisen Magistrats die: woher Steine nehmen und zwar die billigsten? Denn in der Tiefebene gibt es weder Sand noch Steine! Man mußte sich aus Ausland wenden. Freilich, 15 Meilen vor den Thoren der Stadt gab es die prächtigsten Granitfelsen, aber der Transport vom Norden Schottlands war wohlfeiler, als der von den Karpathen im eigenen Lande. Jeder Pflasterstein kostete aber

auch die Kleinigkeit von 80 Fennigen — und wer wollte leugnen, daß Bukarest ein theures Pflaster habe!

Vor dem Hochgebirge der Karpathen dehnt sich ein weites Hügelland aus, welches ebenso reich an landschaftlichen Reizen wie an Schätzen und Gütern ist, aber noch ganz andere Reichthümer zu Tage fördern würde, wenn es gleichmäßig angebauet und kultivirt wäre. Zahllose Herden bevölkern die Brachen, aber der Gewinn, den sie bringen, ist sehr problematischer. Die Felle gehen roh für Spottpreise über die Grenze, um als zehnfach theureres Leder zurückzukehren. Mit der Wolle ist es nicht anders. Prachtvolle Eichenwälder schmücken Thäler und Höhen, aber die Forstkultur liegt tief im Argen. Starke Stämme sieht man selten. Was die Art erreichen kann, das wird niedergebaut und in die Städte geschafft, wo Holz das einzige Brennmaterial ist. Ehedem kostete in Bukarest der Kubikfuß Holz sechs bis acht Dukaten, bei hohem Schnee und anhaltendem Frost auch zehn bis zwölf Dukaten. Seit die Eisenbahnen den Transport besorgen, sind die Preise heruntergegangen.

Riesige Plantagen von Obstbäumen, besonders ganze Wälder von Pflaumenbäumen, bedecken die Abhänge, und Weinberge ziehen sich von Ort zu Ort. Da reifen die köstlichsten Trauben, die an Süßigkeit und Wohlgeschmack den türkischen und griechischen nichts nachgeben; aber dem gefesterten Wein fehlt die sorgfältige Pflege.

Die walachische — ebenso auch die moldauische — Tiefebene dürfte an Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit ihresgleichen suchen; sie ist in der That eine der Kornammern Europas. Unzweifelhaft hat einst über diese weiten Flächen das Meer gestulset und hat, nachdem es sich in seine jetzigen Ränne zurückgezogen, einen Humusboden hinterlassen, der zur Hervorbringung der reichsten Ernten keines Düngers und nur der allgeringsten Bearbeitung und Pflege bedarf. Die Humusschicht selbst ist von verschiedener Mächtigkeit, stellenweise 50, 60, 90 und mehr Fuß tief. Darüber haben die Ingenieure Dr. Stroußbergs beim Bau ihrer Eisenbahnen und Brücken die trüblichsten Erfahrungen gesammelt.

In einem so weichen Boden haben natürlich die von den Karpathen herabstürzenden Flüsse kein eigentliches festes Bett. Im Sommer nur wenige Schritte breit und leicht zu durchwaten, überfluthen sie im Winter, namentlich im Frühjahr, ihre Ufer oft stundenweit, hemmen jeden Verkehr und reifen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Da war nun viel leicht mit den größten Schwierigkeiten ein Brückenpfeiler errichtet; er sah aus, als sollte er für die Ewigkeit aushalten; aber der Eisgang kam, unterwühlte sank er in die Flut. Ober der Flut, ärgerlich über das Hinderniß, wüthend, daß er nicht im Stande ist, den in Rede stehenden Pfeiler zu unterwühlen, sucht sich ohne Mühe in dem weichen lockeren Boden ein anderes Bett, einen anderen Weg, und siehe, als die Wasser sich verlaufen haben, steht der arme Pfeiler auf dem Trocknen.

Als ich vor zehn Jahren das Land zum ersten Male betrat und bereifte, war von all dem fruchtbaren Boden wohl kaum mehr als die Hälfte angebauet. Stundenlang konnte man fahren, ohne den Zeichen menschlichen Fleißes zu begegnen; ja, man hätte sich in eine völlig unbewohnte Steppe veretzt glauben können, wenn nicht tiefe Räderspuren oder auch hier und da ein Brunnen mit mächtigem Ziehballen das Dasein von Menschen verrathen hätten. Und kam man wirklich an bestellten Feldern vorüber, so zeigte gleich der erste Blick, wie mühelos, wie lässig die Bestellung geschehen war. Man muß es gesehen haben, was ein rumänischer Bauer mit seinem Acker vornimmt, um es zu glauben.

Ist der Boden in Folge günstiger Witterung locker und weich, so fällt es dem Bauer nicht ein, den Pflug hervorzuholen; er streut einfach den Samen aufs Land und fest mit einer aus Besenreis zusammengebundenen Egge darüber hin. Das ist alles. Ist dagegen in Folge anhaltender Dürre und Hitze der Boden hart und fest geworden, dann genügen freilich kaum sechs vor den Pflug gespannte Ochsen, um ihn aufzureißen und für die Aussaat empfänglich zu machen. Dann kostet es natürlich Schweiß und Anstrengung, aber doch auch nach der Regel: Immer langsam voran!

Bleibt während des Sommers der Regen nicht gänzlich aus, dann ist auf eine gute Ernte sicher zu rechnen, bei welcher der Bauer oft nur die Sorge plagt, wo er die gewonnene Frucht unterbringe und wie er sie los werde. Da er eine Scheune nicht hat und nicht kennt, so wird die Arbeit des Drechens gleich auf dem Felde vorgenommen, und zwar von den Ochsen, die auf den ausgebreiteten Fruchtthalmen so lange herumstampfen, bis ihr Herr glaubt, es sei genug, das Stroh fortnimmt und die goldenen Körner zusammenkehrt. Mit dem Stroh weiß man nichts Besseres anzufangen, als es gleich auf dem Felde zu verbrennen.

Ist während der Ernte viel Getreide ausgefallen, das im nächsten Frühjahr fröhlich aufsteht, so fällt es dem Bauer überhaupt nicht ein, nochmals zu bestellen. Er legt sich nun erst recht auf die Bärenhaut, weiß er doch, daß er auch von dem ausgefallenen Getreide noch genug erntet, um sich wieder ein Jahr durchschlagen zu können.

Doch wie gesagt, das war vor zehn Jahren. Jetzt sieht es schon etwas anders aus im Lande. Die Eisenbahnen und die durch dieselben bewirkte Erweiterung des Verkehrs haben zum Theil Wunder gewirkt. Als ich vor drei Jahren Rumänien fast in seiner ganzen Ausdehnung von Suceava über Galatz und Braila bis Bukarest durchreiste, mußte ich über die Umwandlung erstaunen. In beiden Seiten des Bahnhofs, der bei seiner Anlegung scheinbar wüste Steppen durchschnitt, so daß es bisweilen schwierig war, das Arbeiterpersonal zu ernähren, dehnten sich unabsehbare Mais- und Weizenfelder aus, denen eine sorgfältigere Bearbeitung anzusehen war. Auf den Bahnhofen standen ganze Wagenzüge mit goldener Frucht beladen und harrten auf die Stunde der Abfahrt. Der Bauer, der sonst eigentlich gar keine Bedürfnisse gekannt und sich begnügt hatte, wenn er seine Mamaliga — das aus diesem Maisbrot bereitete Nationalgericht der Rumänen — und dazu eine Zwiebel oder Wassermelone hatte — er hat Bedürfnisse kennen gelernt. Er hat seinen Acker schätzen gelernt und sucht aus demselben den größtmöglichen Nutzen zu ziehen; Tagereisenweit fährt er sein Getreide nach den Bahnhaltungen, um mit gefülltem Geldbeutel und mit allerlei Schätzen für Hans und Familie beladen, wieder heimzukehren.

Die Hauptfrüchte Rumäniens sind Weizen und Mais, daneben wird, wenngleich in weit geringeren Massen, Roggen, Gerste, auch Hafer gebaut. Große Tabakspflanzungen sind nicht selten. Kartoffeln gedeihen in dem fetten Boden nicht, sie sind feißig und geschmacklos. Gemüse dagegen gedeihen in vorzüglicher Weise, und zwar nicht nur die auch in Deutschland gesammten, sondern auch die südlichen, an deren Genuß man sich schnell gewöhnt, und die man später ungern entbehrt. Alle gartenartigen Früchte sind gleichfalls vorzüglich. Melonen werden in Unmassen gebaut und vertilgt, und zwar sowohl die gelben Zuckermelonen, wie die grünen Wassermelonen, letztere oft in wahrhaft erschreckender Größe. Von Wein und Obst habe ich bereits gesprochen.

Einzelne Strecken Landes, namentlich die Gegenden an der Donau, sind allerdings zum Anbau nicht geeignet. Das ist wüsthede Steppe, mit hohem Graze bewachsen und selbstverständlich nur äußerst dünn bevölkert. Auch zieht sich bis zum schwarzen Meere hin, ja noch weiter durch das ganze südliche Rußland bis zum Kaukasus, eine lange Reihe größerer und kleinerer Seen und Sümpfe, die im Sommer höchst ungeliebte Miasmen aushauchen und die Ursache des so häufigen Wechselfiebers sind.

Was das Klima betrifft, so sind die rumänischen Winter nicht so gar verschieden von den unserigen, nur nicht so andauernd. Ich habe es selbst erlebt, daß bereits Ende Februar oder Anfang März in Bukarest die Bäume und Sträucher anschlagen und anfangen grün zu werden. Der Schrecken des Winters aber sind die Schneestürme (Kriwiz genannt), die, von den Eisfeldern Nordrusslands herkommend, durch kein Gebirge aufgehalten, Rumänien durchtoben und erst am Balkan sich brechen. Ein richtiger Kriwiz währt drei Tage. Die ganze Atmosphäre ist derart mit Schnee erfüllt, daß von einem Fallen der Schneeflocken nicht die Rede ist, und der Tag sich fast in

Nacht verwandelt. Dabei heult und saust der Sturm mit einer Wuth, als wollte er die Häuser der Menschen hinwegjagen von der Erde und alles Lebendige unter der Schneedecke begraben. Da hört aller Verkehr auf, sowohl in den Straßen der Stadt wie draußen im Freien. Wehe dem, der nicht bei Zeiten ein schützendes Obdach erreichte — er ist verloren.

Nicht unjonst sagt übrigens ein rumänisches Sprichwort, der Reisende solle sich im Winter mit Brot, im Sommer mit einem Pelz versehen. Rumänien ist das Land der Kontraste. Einen Frühling gibt es eigentlich nicht. Ist der Winter aus, so beginnt unmittelbar der Sommer und die Hitze. Heute 9 Grad Kälte, morgen 16 Grad Wärme — solche und ähnliche Temperaturwechsel sind nichts Seltenes.

Der Sommer ist heiß, sehr heiß, ohne daß häufige Gewitter die Luft abkühlen. Namentlich in Bukarest wird die Hitze oft unerträglich. Ich selbst habe einmal auf meinem Haus-thermometer, das allerdings der Sonne ausgesetzt hing, 46 — sage sechshundvierzig — Grad Reaumur gezählt. Wer irgend kann, flieht hinaus in die Gärten, in die Weinberge, in die Karpathen, in die Bäder Siebenbürgens (Balzon, Tusnád) und noch weiter. Wer bleiben muß, mag sich selbst bebauern. Wie ausgestorben sind in den Mittagsstunden die glühenden schattenlosen Straßen der Stadt. Nur selten sieht man einen Fußgänger dahinschleichen. Der ganze Mensch erschläft. Jede Arbeit ist unmöglich; selbst das Denken hört auf. Man lehnt den Abend herbei, und doch bringt auch dieser, bringt selbst die Nacht keine Erfrischung. Die Schwüle fährt fort und verhehrt den Schlaf.

Die schönste Jahreszeit in Rumänien ist der Herbst mit seiner reinen friischen Luft und — beiläufig — seinen herrlichen Früchten. Da atmet die Brust wieder auf, da wälzt das Gemüth den Druck von sich ab, da fühlt man sich ein neuer Mensch. Entzückend sind die Abende mit ihrem leisen Windeshauch. Entzückend ist der Blick zu dem wolkenlosen gestirnten Himmel, von welchem sich der Mond wie plastisch abhebt. Oft währt der milde Herbst bis tief in den Dezember hinein, und ich erinnere mich lebhaft, einmal noch am Weihnachtsfeste den Nachmittag im grünen Garten zugebracht zu haben.

Sowohl das Klima wie die Leppigkeit des Bodens, die eine mühevolle Ernährung gestattet, sind die Ursache, daß die Rumänen dem Ausländer als ein träges schlafes Volk erscheinen. Dazu kommt das harte Joch der Türken, welches Jahrhunderte lang das Volk niedergedrückt und an jeder freien Entwicklung gehemmt hat. Soweit aber das Scepter des Islam reicht, ist überall leibliches und geistiges Elend, Verkommtheit bis zur völligen Verthierheit. Wer wie ich Jahre lang dort gelebt und Gelegenheit gehabt hat, sich mit den dortigen Zuständen und Verhältnissen vertraut zu machen, wahrlich, der kennt das aller Menschewürde und aller Menschlichkeit Hohn sprechende Leben der unter dem Halbmond schmachtenden Christenvölker gerade genug, um sich über das Gezeir der sogenannten Türkenfreunde jedes Urtheils zu enthalten. Es ist gewiß nicht unrecht, wenn man sagt: die Christen der Balkanhalbinsel seien nicht besser und ständen nicht höher als die Türken; aber wer ist daran schuld? Ihre Unterdrücker — und zum Theil wenigstens das christliche Europa! Ich sage: weg mit der Türkenwirtschaft von unserem Erdtheile!

Daß die christlichen Nationen des Türkereichs einer Entwicklung und Weiterbildung fähig sind, sobald das Band der Abhängigkeit von der „hohen Pforte“ gelöst, ja nur gelockert ist, das beweisen eben die Rumänen; und wenn es dabei auch nur langsam geht und manche Fehlgriffe und Irthümer mit unterlaufen, wenn die Pforte noch allzuhäufig die Hauptrolle spielt, kurz, wenn noch lange nicht alles derart ist, daß es vor dem Urtheil des Abendlandes bestehen kann, so bedenke man doch die Kürze der Zeit und verlange nichts Unbilliges. Ein Volk wird nicht im Handumdrehen aus Sklaven zu Freien. Was Jahrhunderte verdorben haben, ist nicht im Augenblicke wieder gut zu machen. Erst seit zwei Jahrzehnten haben die Rumänen gelernt, freier aufzuathmen und sich als Volk zu fühlen. Was aber sind zwei Jahrzehnte im Leben eines Volkes? Kaum was eine Woche im Leben des Einzelnen! Und es ist

immer besser, langsam als zu rasch. Daß man in Rumänien sich überstürzte, daß man sich, nachdem man kaum die Sklavenketten von den Händen gestreift, sofort als die freieste, konstitutionellste Nation Europas gebehrdete, und weil man so lange zum Schweigen verurtheilt war, nun gleich den Mund recht voll nahm, das hat sich schon oft bitter gerächt. Aber durch Schaden wird man klug. Sein Volk allmählich zu heben und zu bilden, es auf dem Wege gesunder Entwicklung vorwärts zu führen, das ist das ehrliche Streben des Fürsten Karl, und man kann ihm das Verdienst nicht abprechen, daß er mit echt deutlicher Fähigkeit und Geduld an diesem Streben festhält und durch keine Einflüsse wie auch durch keine trübenden Erfahrungen sich von demselben abbringen läßt. Manch schöner Erfolg ist in der That von ihm errungen worden und hat, ich weiß es aus persönlicher Mittheilung, sein Herz wahrhaft glücklich gemacht.

Von Natur ist der Rumäne — ich rede hier immer nur von dem eigentlichen Volke, von den Boyaren wird später die Rede sein — gutmüthig, zutraulich, friedliebend, gastfreundlich; doch wohnt ihm auch eine gewisse Schlaueit inne, kraft deren er sich so leicht nicht übers Ohr hauen läßt; wie das spekulirende Ausland oft genug haben erfahren müssen. Bei aller Unwissenheit besitzt er im Handel und Verkehr Gewandtheit und Scharfsinn genug, um selbst mit dem Juden und Griechen fertig zu werden.

Bis über die Ohren aber steckt er im Netz des Aberglaubens. Als die ersten Lokomotiven durch das Land brausten, konnte man an allen Haltestellen und Uebergängen Haufen von Landleuten, Männern und Weibern, mit dem Popen an der Spitze, stehen sehen, die sich beim Herannahen des schwarzen Ungeheüms lebhaft betheiligten, während das Wort Draculu (Teufel) leise von Mund zu Mund lief. Draculu ist bis heute unter dem Landvolke der einzig gebräuchliche Name für Lokomotive und Eisenbahn.

Die Religion der Rumänen ist die griechisch-katholische, die allerdings in der Weise, wie sie von den rumänischen Priestern gelehrt und geübt wird, wenig geeignet erscheint, den so nöthigen veredelnden und erhebenden Einfluß auf das Volk auszuüben.

Um der bodenlosen Unwissenheit seines Volkes zu steuern, hat Fürst Karl von Anfang an sein Hauptaugenmerk auf die Errichtung von Schulen und auf die Ausbildung der Geistlichkeit gelenkt. Wie kann man von einem Volke Bildung und Kenntnisse verlangen, wenn die, welche zu Lehrern und Leitern berufen sind, keine Geistlichen, selbst wahre Musterbilder von Nothheit und Unwissenheit sind. Jeder wissenschaftlichen Bildung bar, kaum des Lesens mächtig, nur zur Vollziehung ihrer Ceremonien nothdürftig dressirt, dabei in erschreckend großer Anzahl vorhanden (in Bukarest, wo es mehr Kirchen gibt als Tage im Jahre, soll der zehnte Mensch ein Pope sein!) — wie konnten sie einen heilsamen Einfluß ausüben! War doch auch ihr sittlicher Lebenswandel meistens recht anrüchig! Wie oft kam es vor — namentlich auf dem Lande — daß der Pope mit den männlichen Gliedern seiner Gemeinde um die Wette trank und, weil er der am meisten Betrunkenen war, aus der Schenke auf die Straße geworfen wurde, wo er im Koth liegen blieb, bis die Weiber und Kinder heranzamen, ihren Seelenhüten aufsuchten, nach Hause führten und ihm schließlich noch zum Zeichen ihrer unerhöhrten Ehrerbietung, die schmierige Hand küßten.

Unvergeßlich ist mir ein Abenteuer, das ich selbst erlebt habe, allerdings nicht diesseit, sondern wie ich ausdrücklich bemerke, jenseit der Donau. Ich fuhr durch eine kleine Stadt, die ungenannt bleiben mag. Es hatte anhaltend geregnet, so daß der Morast auf den Straßen schier unergründlich war. Wägen scheuen die Pferde, der Kutischer hält an, steigt vom Wagen, geht nach vorn, und ich sehe — es war halb finster — wie er eine menschliche Gestalt hervorzerret, die unmittelbar vor den Hufen der Pferde gelegen haben mußte, und die er

seitwärts unter der Traufe des nächsten Hauses niederlegt. Als ich mich erkundige, wer das wohl gewesen, ob etwa ein Unglücksfall vorliege und ob man nicht Hilfe bringen müsse, höre ich die gleichmüthige Antwort: „Ach, es war nur der Protopope (Oberpfarrer) der Stadt, der da betrunken im Wege lag!“

Gerade unter der Geistlichkeit hat Fürst Karl, sozusagen, am meisten aufgeräumt. Wenn er über Land reist, so hält er wohl in einem Dorfe an, läßt sich in die Kirche führen und befehlet dem Popen, irgend eine liturgische Handlung vorzunehmen: ein Gebet zu lesen, einen Psalm zu singen und dergleichen. Wehe dem Unglücklichen, der den billigen Anforderungen seines Fürsten nicht genügt; wenn er wohl gar das Brevier verkehrt in die Hand nimmt oder beim Singen jenen unaussprechlich näselnden Ton anschlägt, der eine wahre Pein ist für jedes musikalische Ohr. Eine geharnischte Zurechtweisung ist die gefindeste Strafe, die er empfängt.

Mit demselben Eifer beaufsichtigt der Fürst die Schulen, wohnt persönlich dem Unterricht sowie den Prüfungen bei und vertheilt mit eigener Hand Prämien an würdige Schüler und Schülerinnen, wobei ihm seine Gemahlin, die Fürstin Elisabeth, treulich zur Seite steht. Viel ist geschehen, aber noch weit, weit mehr muß geschehen.

Was die äußere Erscheinung des Rumänen betrifft, so ist derselbe von mittlerer Größe, etwas hager gebaut, mit südlicher Physiognomie, bräunlicher Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und lebhaften dunklen, seltener blauen Augen. Unter den Frauen finden sich viele schöne Gestalten. Aber wie sie früh reifen, so altern sie auch früh, und eine Frau von 30 bis 35 Jahren erscheint durchaus wie eine Matrone und wird von Jahr zu Jahr häßlicher.

Die Nationaltracht der Männer besteht in eng anliegenden Beinkleidern und einem kurzen weißen Hemde, welches letztere über den erstern durch einen breiten Gürtel zusammengehalten wird. Die Füße stecken entweder in kurzen Stiefeln oder in einem Schuhwerk von Fell, welches mit Bändern hoch hinauf befestigt ist. Ueber das Hemd wird eine reich verzierte Weste gezogen. Eine Mütze von Schaffell vollendet den Anzug, zu welchem jedoch im Winter entweder ein langer brauner Tuchmantel oder ein großer Schafpelz kommt. Letzterer wird sogar nicht selten auch im Sommer getragen, nur werden dann die Haare nach außen gewandt. Die Frauen tragen ein bis an die Knöchel reichendes Hemde, das mit allerlei Nittern und Schnüren besetzt ist, und um die Hüfte einen Gürtel, von welchem vorn wie hinten eine buntgestricke Schürze herabfällt. Verleirathete bedecken den Kopf mit einem Tuche, das sie ganz malerisch zu binden und zu schlingen wissen. Junge Mädchen lassen den Kopf unbedeckt, und das Haar in langen Zöpfen herniederhängen. Um den Hals tragen Frauen wie Mädchen Ketten und Schnüre, sei es wie bei den ärmeren von Glasperlen, sei es wie bei den reicheren von Dukaten. Eine rumänische Bäuerin trägt oft ihr ganzes Vermögen um den Hals. Die Fußbekleidung der Frauen ist dieselbe wie die der Männer; zum Schutze gegen den Winter bedienen sie sich ähnlicher Pelze wie diese.

Die Wohnung des Rumänen ist die einfachste von der Welt. Lugs kennt er nicht. Sein Haus baut er sich selbst. Reissiggestrich mit Lehm ausgefüllt bildet die Wände, Stroh das Dach. Das Haus hat meist nur einen einzigen Raum, der alles umfaßt: Wohnstube, Schlafkammer, Küche, Hühner- und Schweinestall; höchstens ist noch eine Art Vorrathskammer angeklebt. Eigentliche Ställe findet man in keinem Dorfe. Schafe, Rinder, Pferde mügen zusehen, wie sie sich in einem offenen Schuppen den Winter über durchschlagen.

Schließlich sei, um etwaigen geographischen Anforderungen zu genügen, noch bemerkt, daß Rumänien gegenwärtig auf 2200 Quadratmeilen nur 5 Millionen Einwohner zählt. Noch einmal, noch zweimal so viel, und das Land würde sie alle reichlich ernähren und dabei selbst reich werden.

Ein lebender Mikrocephale.

Nachdruck verboten.
S. 11. / VI. 70.

Der bekannte Naturforscher und ehemalige „Reichsregent“ Karl Vogt war es, welcher die sogenannten „Affenmenschen“ für das größere Publikum in Scene setzte und eine Ansicht über diese unglücklichen Geschöpfe verbreitete, welche der großen Masse recht plausibel klang, die heute wohl noch von ihr geglaubt wird, von den Männern der Wissenschaft aber vollständig verworfen worden ist.

In einem Kloster am Rhein traf Vogt einen achtzehnjährigen Menschen, Emil N., welcher einen im hohen Grade verkümmerten Schädel und in seinem ganzen Auftreten thierisches Wesen zeigte. Solche Geschöpfe, den Ärzten schon lange bekannt, werden wissenschaftlich als Mikrocephalen oder Kleinköpfe bezeichnet; früher weniger beachtet, tauchen sie jetzt mehr und mehr auf und werden theils aus Spekulation, theils zu wissenschaftlichen Zwecken vorgeführt.

Auch jetzt werden wieder verschiedene dieser Mikrocephalen in Deutschland gezeigt, darunter derjenige, dessen Abbildung nach dem Leben wir hier bringen. Die Eltern dieses armen Wesens sind durchaus gesunde und normale Menschen, welche vier Kinder haben, zwei gesunde und zwei mikrocephale. Zu den letzteren gehört das jetzt umhergeführte Mädchen, welches im Jahre 1863 im nördlichen Ungarn geboren wurde und in seinen Gesichtszügen den Typus des jüdischen Stammes zeigt. Es fällt zunächst durch seine außerordentliche Kleinheit auf, denn obwohl fünfzehn Jahre alt, erscheint es doch nur wie ein vierjähriges Kind. Der ganze Körperbau ist schlank, die Gliedmaßen sind mager und die Beine an den Knien etwas X-förmig zusammengedrückt. Der Schädel ist ungemein klein, nur wenig größer als der eines neugeborenen Kindes; die Stirn weicht sehr stark zurück, das Gesicht springt dadurch hervor, namentlich die gebogene Nase und der Oberkiefer, wodurch das Gesicht den Ausdruck eines Vogelkopfes erhält. Die schief vorstehenden eigenthümlich gestalteten Zähne bezeichnet sein Führer als „Hundsgebiß“. Die blonden Haare reichen weit in die Stirne hinein und sind kurz geschoren, so daß man die Form des wenig über faustgroßen Kopfes genau betrachten kann.

Das Kind geht mit etwas gekrümmtem Rücken, ist dabei behende, und hat zuweilen schnellende Bewegungen; der Blick ist oft unruhig und die Gegenstände werden unbestimmt von ihm fixirt. Setzt ihm der Führer ein Mägdchen auf, so nimmt es dasselbe mit wirklich affenartiger Behendigkeit ab und wirft es fort. Es ist genau dieselbe Bewegung, die ein abgerichteter Affe macht, dem sein Herr befiehlt, den Hut zum Grusse zu lästern. Die Arme trägt es am Oberkörper emporgezogen oder über der Brust gekreuzt. In größere Erregung geräth es nur dann, wenn kleine Knaben zu ihm kommen; dann grunzt es, hat auch wohl einen lachenden Zug im Gesichte und erhebt die Arme zu einer Bewegung, wie man sie etwa macht, wenn man thut, als ob man fliegen wolle. Zuweilen eilt es auf die Knaben zu und versucht sie zu kämmen, wobei es den Kamm wohl verkehrt in die Hand nimmt, solchergestalt rein nachahmend, ohne den Zweck zu erkennen.

Die normalen Geistesfunktionen dieses mikrocephalen Mädchens sind kaum die eines halbjährigen Kindes. Es spricht gar

nichts und gibt nur unartikulirte Laute von sich; auch versteht es durchaus nicht, was andere sprechen, besitzt aber ein gutes Gehör. Seine Sinne sind thätig, aber nutzlos. Das Schmerzgefühl scheint nicht groß bei ihm zu sein; Wunden an der Hand krast es weiter und immer wieder auf, so daß sein Wärter Mühe hat, die Heilung zu bewerkstelligen, da es die Verbände losreißt. Noch immer ist das fünfzehnjährige Geschöpf unreinlich; es kann nicht selbst essen und wird daher gefüttert. Die Bewegungen, die es beim Essen und Trinken macht, sind entschieden affenähnlich. Es knirscht oft mit den Zähnen, zeigt aber keine Furcht vor den Beschauern, wenn es in seinem rothen Röckchen auf die Schaubühne gebracht wird, von der es mit unruhigem Blick auf die Besucher schaut.

Bei dem großen Gehirnmangel ist der thierische Zustand des armen Idiotenkinde's erklärlich. Das Gehirn eines solchen Mikrocephalen wiegt nämlich nur 300 bis 500 Gramm, während ein normales Menschenhirn etwa 1500 wiegt. Mit einem so zurückgebliebenen Gehirn vermag es natürlich keine Gedanken zu erzeugen und so mangelt ihm auch das Wichtigste, was den Menschen als höheres Wesen von den Thieren unterscheidet. Das Gesicht bleibt aber trotz seines stupiden Ausdrucks in seinem ganzen Aussehen und Merkmalen doch immer menschlich, wenn auch die vorspringenden Kiefern an die niedrigsten Menschenaffen gemahnen, während am Körper, von der Kleinheit abgesehen, wenig auszu-



sehen ist. Diejenigen, welche um des Geldverdienstes willen solche Wesen umherführen, pflegen gewöhnlich sich auf Karl Vogt zu berufen und das Wort „Affenmensch“ in den Vordergrund zu stellen. Das Thierische, Mißgebildete dieser Geschöpfe, die in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt sind, erklärte Vogt als einen Anflug an die thierische Abstammung des Menschen,

an einen gemeinsamen Urvater des Menschen und Affen. Er erläutert die Erscheinung aus dem sogenannten Atavismus, der Uraffenbildung, also aus der bekannten Erfahrung, daß bei Menschen und Thieren sich thatsächlich die Erscheinung zeigt, wie Enkel und Urenkel in ihrem geistigen und körperlichen Wesen, in ihren Krankheiten und Mißbildungen, auf Großvater und Urgroßvater zurückzuschlagen. Von diesem Atavismus ausgehend hat nun Karl Vogt die Behauptung aufgestellt und zu begründen versucht, daß die menschlichen Mikrocephalen eine Art von Rückschlag nach der Bildung jenes noch heute nicht aufgefundenen vorweltlichen, längst ausgestorbenen Stammvaters sei, von dem gemeinsam die heutigen Affen, wie die heutigen Menschen in grauer Vorzeit sich entwickelt haben sollen. Er gründete also seine Hypothese auf ein durchaus nicht vorhandenes, bis heute vergeblich gesuchtes und durchaus problematisches Wesen.

Der erste, welcher sich gegen Karl Vogt erhob, war der berühmte Tübinger Mediciner von Luschka. Er zeigte, wie Vogt bloß nach der knöchernen Hülle, nach dem Schädel des Mikrocephalen urtheilte, ohne ein einziges wirkliches Gehirn untersucht zu haben, was dagegen von Luschka sehr genau that. Und sein Ergebnis? Er sagt: „In Erwägung aller am mikrocephalischen Hirne obwaltenden Verhältnisse sehe ich mich um-

weniger in der Lage, anzunehmen, daß es einen Rückfall in den Affentypus bezeichnet, als an ihm kein einziges von den Merkmalen nachweisbar ist, welche man für das Affenhirn als charakteristisch zu halten pflegt."

Und Vogts Antwort? Er erwiderte: „Es ist wahr, meine Arbeit über Mikrocephalie bietet unendliche Lücken dar und Herr von Quischa hat darauf aufmerksam gemacht, daß ich kein Gehirn selbst untersuchen konnte, sondern mich mit unvoll-

Menschen der Fall ist. Ja, das verhältnismäßig stärkere Wachstum der Kiefer und Gesichtsknochen verleiht ihrer Erscheinung in höherem Maße etwas affenartiges, und insofern kann man den lieblosen Ausdruck „Affennenschen“ auf die unglücklichen Geschöpfe anwenden. Aber auch nur insofern. Keineswegs darf man jedoch diesem Ausdruck einen größeren Werth beilegen, als dem Ausdruck der Menschenähnlichkeit bei den höher stehenden Affen, dem Gorilla Chimpanzé, Orang-Utan. Birchow



Ein 14-jähriger Mikrocephale. Nach dem Leben gezeichnet von J. Kleinmichel.

ständigen Hilfsmitteln begnügen mußte, um einiges über die Struktur des mikrocephalen Hirns im allgemeinen zu geben. Ich hatte nicht mehr und mußte mir ein künstliches Material schaffen, um wenigstens einiges über die Oberfläche des Gehirns sagen zu können." Im übrigen versuchte er seine Ansicht, daß Atavismus bei den Mikrocephalen im Spiele sei, aufrecht zu erhalten.

Unzweifelhaft bietet der Schädel der Mikrocephalen und ebenso ihr Gehirn eine ungleich größere Ähnlichkeit mit dem Schädel und Gehirn der Affen dar, als dies bei wohlgebildeten

sagt daher mit Recht: „So wenig diese Affen trotz ihrer Menschenähnlichkeit Menschen sind, so wenig sind die Mikrocephalen trotz ihrer Affenähnlichkeit Affen.“ Sie sind nichts anderes als Hemmungsbildungen und zwar umso mehr, als die Hemmung der Entwicklung keineswegs in gleicher Weise den ganzen Körperbau ändert, sondern sich nur auf einen Theil desselben, Schädel und Gehirn, erstreckt. Es ist aber nur eine einzige Gegend des Körpers, welche affenähnlich wird; der ganze übrige Körper bleibt so sehr menschenähnlich, so gleich demjenigen wohlentwickelter Menschen, daß nur eine ausschließ-

sich auf den verunstalteten, zurückgebliebenen Kopf gerichtete Betrachtung zu der falschen Anschauung gelangen kann, es handelte sich hier um einen „Affmenischen“, einen Menschen, der zurückweise auf einen Affenaffen.

Will man konsequent verfahren, so müssen alle derartige Mißbildungen mit Thierähnlichkeit auf einen Stammbaum des Menschen hinweisen, welcher zu den verschiedenen, in den Mißbildungen angedeuteten Thieren zurückführt. So findet man öfter die Herzform des Menschen entartet und Medel, ein berühmter Anatom, hat nachgewiesen, daß bei Neugeborenen Herzformen vorkommen, welche den Charakter der Herzen von Reptilien, Fischen, ja sogar Krebsen tragen. Darnach könnte man von Fisch- oder Krebsmenschen reden.

Es gibt ferner eine höchst sonderbare menschliche Mißbildung, wo die oberen und unteren Gliedmaßen eine solche Verkümmung erfahren, daß die äußere Erscheinung eines solchen Kindes der Gestalt eines Sechundes entspricht. Geoffroy St. Hilaire hat ihr den Namen Phocomela beigelegt und man könnte auch mit gleichem Rechte diese Individuen „Robbenmenschen“ nennen.

Es liegt auf der Hand, daß auf diesem Wege Unsinns bewiesen werden könnte. Die Mißbildungen ließen sich dazu verwerten, zu zeigen, daß jeder Mensch in seinen frühen Entwicklungszuständen einmal nicht nur allen Thieren ähnlich ist, sondern wirklich allen Thiergattungen entspricht, daß er also zu einer gewissen Zeit wirklich Fisch, wirklich Sechund, wirklich Affe ist.

Der Mikrocephalenschädel, auf den Vogt seine Ansprüche stützt, stimmt nun aber gar nicht in dem Grade mit dem Affenschädel überein, wie er behauptet. „Der Schädel eines Mikrocephalen, sagt Vogt, der im fossilen Zustande gefunden würde, und zwar etwas beschädigt, so daß der Unterkiefer und die Zahnreihe des Oberkiefers fehlten, würde unbedingt von jedem Naturforscher für den Schädel eines Affen erklärt werden müssen.“

Dagegen der bedächtige Birchow: „Auch ein Mikrocephalenschädel, dem das ganze Gesicht fehlte und nur die Nasenbeine anfüßen, würde schon auf den ersten Blick genügen, um den Unterschied vom Affenschädel darzulegen und eine genauere Ver-

gleichung der einzelnen Schädeltheile würde sicherlich überall durchgreifende Verschiedenheiten ergeben.“ Birchows Haupteinwand gegen Vogt ist aber der, daß er ein schlechthin krankhaftes Verhältnis mit gleichmäßigen Entwicklungsverhältnissen in eine Reihe stellt.

Die Vogtschen Ansichten zurückweisend, bemerkte auch der Münchener Professor Kollmann auf der Konstanzer Anthropologerversammlung im Herbst 1877, daß an solche Mikrocephale sich stets die Frage knüpfe: wann entsteht der eigenthümliche Zustand an Schädel und Hirn, wodurch das Wachstum der beiden Organe sich verlangsamte und allzu früh stille hält? Man kann auf Grund der bisherigen Erfahrungen die bestimmte Antwort geben, daß diese hemmenden Einflüsse fast ausnahmslos während der frühesten Entwicklungsperiode wirksam sind. Die Kinder kommen mit einem in allen Dimensionen schon sehr reduzierten Schädel zur Welt, der kleiner ist als bei geübten und normalen neugeborenen Kindern. Man ist in der Regel im Stande, sofort nach der Geburt die Mikrocephalie nachzuweisen. Die Ursachen des verminderten Schädelwachstums sind noch nicht bekannt, wir wissen nur, daß krankhafte Prozesse der Mutter hier, das Wachstum hemmend, einwirken. „Es wurde früher“, fährt dann Kollmann fort, „die Ansicht aufgestellt und durch eine Fülle höchst besprechender Belege erörtert, diese mikrocephalen Wesen wären ein Rückschlag der menschlichen Rasse auf einen längst verschwundenen Urahnen, ein Rückschlag zum Affen. Diese Ansicht darf heute als widerlegt angesehen werden. Die mikrocephalen Kinder zeigen krankhafte Mißbildungen oder Bildungshemmungen, die am Gehirn und Schädel auftreten. Letztere gehören in die Reihe derselben Mißbildungen oder Bildungshemmungen, die auch an anderen Organen des menschlichen Körpers vorkommen.“

Es sind also unglückliche, krankhaft entartete Menschen, um die es sich hier handelt, zurückgebliebene Individuen, hilfloser denn Thiere, aber keine lebenden Beweise einer Abstammung des Menschen von einem ganz hypothetischen affenartigen Urahnen.

Dr. M.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung)

Wachdruck verboten.
Gel. d. 11./VI. 70.

XXX. Im Johanniter-Palais.

Der alte Bigewitz war bald nach sechs Uhr früh in Berlin eingetroffen und in der Burgstraße, nur hundert Schritt von der Langenbrücke, in dem dazumal angesehenen Gasthose „zum König von Portugal“ abgestiegen. Er gab einige Weisungen an Kriß, die sich auf den „Grünen Baum“, wo wie herkömmlich das Gespann untergebracht werden sollte, bezogen und beschloß dann, in zwei Stunden Morgenschlaf alles was er in der Nacht veräumt haben mochte nachzuholen. Viel war es nicht, denn er gehörte zu den Glücklichen, denen, wenn die Müdigkeit kommt, Bett oder Brett dasselbe gilt.

Um neun Uhr, er hatte die zwei Stunden pünktlich gehalten, sah er frisch bei seinem Frühstück. Die Stuhuhre tickte, das Feuer im Ofen prasselte, die Eisblumen schmolzen, alles athmete Behagen; Berndt trat an das Fenster und sah geradeaus über den Fluß hin, auf die gothischen, im hellen Morgenschein erglänzenden Giebel des hier noch mittelalterlich gebliebenen Schlosses.

„Das kann nicht über Nacht verschwinden,“ sprach er vor sich hin, und begann dann, aus der Fensterbank zurücktretend, sich mit militärischer Raschheit anzukleiden. Er wählte statt seiner neumärkischen Dragoneruniform, die sich für die Mehrzahl der Bistiten, die er vorhatte, wohl am besten geeignet hätte, den rothen Frack der furbrandenburgischen Ritterschaft und war eben mit seiner Toilette fertig, als ein eintretender Diener meldete, daß Geheimrath von Vadalinski vorgefahren sei. Berndt nahm Hut und Handschuh, drehte den Schlüssel im Schloß und sah eine Minute später an der Seite des Geheimraths, mit dem er sich brieflich zu gemeinschaftlicher Abmachung einiger Neujahrsgratulationen verabredet hatte.

Der Geheimrath war in Gala. Sie begrüßten sich herzlich, verzichteten aber auf ein eigentliches Gespräch, da der ihnen zunächst liegende Zweck ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nur die Namen einzelner Minister und Gesandten wurden genannt, bei denen Karten abzugeben waren, bis endlich der Wagen auf die Rampe des an der Ecke des Wilhelmplatzes gelegenen Johanniterordenspalais rollte.

In diesem Palais wohnte der Herrenmeister des Ordens, der alte Prinz Ferdinand, zu dem Geheimrath von Vadalinski seit einer Reihe von Jahren beinahe freundschaftliche Beziehungen unterhielt, während Berndt von Bigewitz, der ihn nur oberflächlich kannte, lediglich den Bruder Friedrichs des Großen in ihm verehrte. Hierin begegneten sich damals viele Herzen, und dem zweiundachtzigjährigen Prinzen wurden Huldigungen zu Theil, die bis dahin seinem langen und immerhin ereignisreichen Leben versagt geblieben waren. Er hatte die „große Zeit“ mit gesehen und mit durchgemacht; das gab ihm in diesen Tagen der Erniedrigung ein Ansehen über seine sonstige Bedeutung hinaus und manche Hoffnung richtete sich an ihm auf. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß ihm der Helidentod seines ältesten Sohnes zu Dank und Mitruhm angerechnet wurde. Dieser älteste Sohn war der in Liebern vielgefeierte Prinz Louis, der, die hereinbrechende Katastrophe voraussehend, am Tage vor der Jenaer Schlacht bei Saalfeld gefallen war.

Der alte Prinz, als ihm die beiden Herren gemeldet wurden, war bereit dieselben zu empfangen und ließ sie bitten, ihn in seinem Arbeitszimmer erwarten zu wollen. Als sie dasselbe betraten, wurden die Rollen zwischen ihnen dahin vertheilt, daß Berndt soweit wie möglich die Konversation führen, der Geheimrath aber nur gelegentlich sekundiren sollte.

Das prinzliche Arbeitszimmer schloß die Front der Hauses nach links hin ab und sah mit zweien seiner Fenster bereits auf die Wilhelmstraße. Es war von größerer Behaglichkeit, als sonst prinzliche Zimmer zu sein pflegen. Dicke türkische Teppiche, halbzuggezogene Damastgardinen, Vorhänge und Lambrquin verließen dem nicht großen Raume das, was er bei vier Fenstern und zwei Thüren eigentlich nicht haben konnte: Ruhe und Geschlossenheit, und das Feuer im Kamin, indem es zugleich Licht und Wärme ausströmte, steigerte den wohligen und anheimelnden Eindruck. An den Fensterpfeilern befanden sich niedrige Bücherchränke und Stagen, so daß Raum blieb für Vasen und Bilder, darunter als bestes ein Landschaftsbild mit Architektur, Schloß Friedrichsfelde, den Sommeraufenthalt des Prinzen darstellend. Sein eigenes lebensgroßes Porträt, von der Hand Grassi, hing über dem Kamin. Daneben zog sich ein breites Sopha ohne Lehne rechtwinklig bis an die nächste Thüreinfassung, während ein runder, mit einer alabasternen Blumenschale geschmückter Tisch in den durch das Sopha gebildeten rechten Winkel hineingehoben war.

Berndt, der sich zum ersten Male an dieser Stelle sah, hatte seine Musterung kaum geschlossen, als der Prinz, die Portiere der zu seinem Schlafzimmer führenden Thüre zurücklagend, früher eintrat als erwartet war, und die Verbeugung beider Herren mit freundlichem Gruß erwidern, durch eine Handbewegung sie aufforderte, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er selber stellte sich mit dem Rücken gegen den Kamin, die Hände nach hinten zu gefaltet und ersichtlich bemüht, so viel Wärme wie möglich mit ihnen einzufangen. In diesem Bedürfnis verrieth sich sein hohes Alter; sonst ließ weder seine Haltung, noch der Ausdruck seines Kopfes einen Zweidachtziger vermuthen. Berndt erkannte gleich das Eigenthümliche dieses Kopfes, das ihm in einer seltsamen Mischung von Anspruchslosigkeit und Selbstbewußtsein zu liegen schien. Und so war es in der That. Von Natur unbedeutend, auch sein Lebenslang, zumal an seinen Brüdern gemessen, sich dieser Unbedeutendheit bewußt, durchdrang ihn doch das Gefühl von der hohen Mission seines Hauses und gab ihm eine Majestät, die, wenn er (was er zu thun liebte) die Stirn runzelte, sich bis zu dem Ausdruck eines donnernden Jupiters steigern konnte. Eine mächtige römische Nase kam ihm dabei zu statten. Wer aber schärfer zusah, dem konnte nicht entgehen, daß er, im Stillen lächelnd, den Donner bloß drapirte und allen ablehnenden Stolz, den er gelegentlich zeigen zu müssen glaubte, nur nach Art einer Familienpflicht erfüllte.

„Sie kommen, mir Ihre Glückwünsche zum neuen Jahre auszusprechen,“ hob er an. „Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit um so mehr, je gewisser es das Loos des Alters ist, vergessen zu werden. Die Zeitläufte weisen freilich auf mich hin.“ Er schwieg einen Augenblick, und setzte dann, einen Gedankengang abschließend, dessen erste Glieder er nicht aussprach, mit Würde hinzu: „ich wollte, daß ich dem Lande mehr sein könnte als eine bloße Erinnerung.“ — „Eure königliche Hoheit sind dem Lande ein Vorbild,“ antwortete Vadalinski.

„Ich bezweifle es fast, mein lieber Geheimrath. Wenn ich meinem Lande je etwas war, so war es durch Gehorsam. Nie habe ich, im Krieg oder Frieden, die Pläne meines Bruders, des Königs, durchkreuzt; ich habe nicht einmal den Wunsch darnach empfunden. Das ist jetzt anders. Der Gehorsam ist aus der Welt gegangen, und das Bewußtsein ist an die Stelle getreten, selbst in der Armee. Ich frage Sie, wäre bei Lebzeiten meines erhabenen Bruders der Austritt von dreihundert Offizieren möglich oder auch nur denkbar gewesen, ein offener Protest gegen die Politik ihres Kriegs- und Landesherren? Ein Geist der Unbotmäßigkeit spukt in den Köpfen, zu dem ich alles, nur kein Vorbild bin.“ Der alte Wigew, wie wohl er sicher war, daß der Prinz von seinen Plänen nichts wußte, nichts wissen konnte, hatte sich bei diesen Sätzen, deren jeder einzelne ihn traf, nichtsdestoweniger verfährt.

„Eure königliche Hoheit,“ nahm er das Wort, „wollen zu Gnaden halten, wenn ich die Erscheinungen dieser Zeit anders auffasse und nach einer anderen Ursache für dieselben suche. Auch der große König hat Widerspruch erfahren und hin-

genommen. Wenn solcher Widerspruch selten war, so war es, weil sich Fürst und Volk einig wußten. Und in der bittersten Noth am einigsten. Jetzt aber ist ein Bruch da; es fehlt der gleiche Schlag der Herzen, ohne den selbst der große König den opferreichsten aller Kriege nicht geführt haben würde und die Maßregeln unserer gegenwärtigen Regierung, indem sie das Urtheil des Volkes mißachten, impfen ihm den Ungehorsam ein. Das Volk widerstreitet nicht, weil es will, sondern weil es muß.“

„Ich anerkenne den Widerstreit der Meinungen. Aber ich stelle mich persönlich auf die Seite der größeren Erfahrung und des besseren Wissens. Und wo dieses bessere Wissen zu suchen und zu finden ist, darüber kann kein Zweifel sein. Sie müssen der Weisheit meines Großvaters, meines allergnädigsten Königs und Herrn vertrauen.“

„Wir vertrauen Sr. Majestät . . . aber nicht dem Grafen, seinem ersten Minister. Eure königliche Hoheit sprechen es aus.“

„Ohne Ihnen zuzustimmen; denn, mein lieber Major von Wigew, dieser Unterchied zwischen dem König und seinem ersten Diener ist unsittlich und gegen die preussische Tradition. Ich liebe den Grafen von Hardenberg nicht; er hat den Orden, dem ich fünfzig Jahre lang als Herrenmeister vorgestanden, mit einem Federstrich aus der Welt geschafft, er hat unser Vermögen eingezogen, unsere Komthureien genommen; aber ich habe seinen Maßregeln nicht widersprochen. Ich kenne nur Gehorsam. Wir leben in einem königlichen Lande, und was geschieht, geschieht nach dem Willen Seiner Majestät.“

„Dem Worte nach,“ antwortete Berndt mit einem Ausfluge von Bitterkeit. „Der Wille des Königs, — wer will jetzt sagen, wie und wo und was er ist. Unter dem großen König, Eurer königlichen Hoheit erhabenen Bruder, lag es den Ministern ob, den Willen Sr. Majestät auszuführen, jetzt liegt es Sr. Majestät ob, die Vorschläge, das heißt den Willen seiner Minister zu sanktioniren. Was sonst beim Könige lag, liegt jetzt bei seinen Räten; noch entscheidet der König, aber er entscheidet nicht mehr nach dem Wirklichen und Thatächlichen, das er nicht kennt, sondern nur noch nach dem Bilde, das ihm davon entworfen wird. Er sieht Freund und Feind, die Welt, die Zustände, sein eigenes Volk durch die Brille seiner Minister. Der Wille des Königs, wie er aus Erlassen und Verordnungen zu uns spricht, ist längst zu einer bloßen Fiktion geworden.“

Der Prinz verrieth kein Zeichen des Unmuths. Er schritt einige Male über den Teppich hin; dann wieder seinen Platz am Kamin einnehmend, antwortete er mit einem Ausdrucke gewinnender Vertraulichkeit: „Sie verkennen den König, meinen Großvater, Sie und viele mit Ihnen. Ich darf mich nicht rühmen, in die Pläne Seiner Majestät eingeweiht zu sein; es ist nicht Sitte der preussischen Könige, die Mitglieder des Hauses, alt oder jung, zu Rathe zu ziehen oder auch nur in den Geschäftsgang einzuwirken; aber das glaube ich Ihnen auf das bestimmteste versichern zu dürfen: das persönliche Regiment, von dem Sie glauben, daß es zu Grabe gegangen sei, ist um vieles größer, als Sie muthmaßen.“

„Eure königliche Hoheit überraschen mich.“

„Ich glaube es wohl; auch mag ich mich in diesen und jenem irren; aber in einem irre ich mich nicht, und dies eine ist die Hauptsache. Wie sollen wir uns zu dem Kaiser, unserem hohen Verbündeten stellen? Das ist die Frage, die jetzt alle Gemüther beschäftigt. Sie glauben, daß es der Minister sei, der zu zögern und hinauszuziehen und durch Versprechungen Zeit zu gewinnen trachtet; ich sage Ihnen, es ist der König selbst.“

„Weil ihm die Dinge derartig vorgelegt werden, daß er zu keinem anderen Entschlusse kommen kann.“

„Nein, weil er in einer Politik des Abwartens allein das Richtige sieht. Die Zeit allein wird die Lösung dieser Wirren bringen. Er ist durchdrungen von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände, und mehr als einmal habe ich ihn sagen hören: „Der Kaiser ist ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.“ Er hält das Kaiserthum für eine Seifenblase, nichts weiter.“

„Aber eine Seifenblase von solcher Festigkeit, daß Staaten und Throne bei der Berührung mit ihr zusammenstürzen.“

„Ich bin nicht impressionirt, das Wort meines Großvaters,“

trotzdem es meine eigene Meinung ausdrückt, aufrecht zu erhalten. Aber er sprach auch wohl von einem Gewitter, das sich ausstoben müsse. Und glauben Sie einem alten Manne, der durch fast drei Menschenalter hin den Wechsel der Dinge beobachtet hat: es wird sich ausstoben."

"Gewiß, königliche Hoheit, aber nachdem es vorher die höchsten Spitzen getroffen hat."

"Wenn sich diese Spitzen nicht so zu schützen wußten, daß der Strahl an ihnen niederglitt."

"Durch Bündniß?" Der Prinz nickte.

Berndt aber fuhr fort: "Es mag auch das seine Zeit gehabt haben, aber diese Zeit ist um. Ein jeder Tag hat seine Pflicht und seine Forderung. Der eine fordert Unterwerfung, der andere Bündniß, ein dritter Auflehnung. Ich möchte glauben, königliche Hoheit, der Tag der Auflehnung sei angebrochen."

"Womit? Wir haben keine Armeen."

"Aber wir haben das Volk."

"Der König mißtraut ihm."

"Seiner Kraft?"

"Vielleicht auch der; aber vor allem dem neuen Geiste, der jetzt in den Köpfen der Menge lebendig ist."

"Und gerade in diesem Geiste liegt das Heil, wenn man ihn zu nutzen und ihm in Klugheit zu vertrauen versteht."

"Ich widerspreche nicht; aber dieser Aufgabe fühlt sich der König nicht gewachsen, sie widersteht seiner Natur. Ihm bedeuten viele Köpfe viele Sinne. Erwarten Sie nach dieser Seite hin nichts von ihm."

"Ich hoffe, daß ihm Zuversicht kommt und in dieser Zuversicht der Glaube an ein gutes und treues Volk, das nichts anderes begehrt als die Gewährung, für seinen König sterben zu dürfen." Der Prinz, seinen Platz abermals wechselnd, schob einen Fauteuil neben das Sopha, nahm, sich niederlassend, Berndts Hand in die seine und sah ihn dabei fest und freundlich mit seinen großen Augen an.

"Ich kenne das Volk; ich habe mit ihm gelebt. In meinen hohen Jahren, wo sich der Sinn für vieles schließt, öffnet er sich für anderes, und so sage ich, weil ich es weiß, es ist ein gutes Volk. Ich sehe es so klar, als ob es vor meinem leiblichen Auge stünde. Aber der König ist eingeschüchtert; er hat viel Schmerzliches erlebt und nicht das Große, das meine jungen Tage gesehen haben. Ich kenne ihn genau. Er schließt lieber ein Bündniß mit seinem Feinde, vorausgesetzt daß ihm dieser Feind in Gestalt eines Nachhabers oder einer geordneten Regierung entgegentritt, als mit seinem eignen, in hundert

Willen getheilten, aus dem Geleise des Gehorsams herausgetommenen Volke. Denn er ist ganz auf die Ordnung gestellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er ist, mit einer vielföpfigen Volksmasse nie. Heute ist sie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten stehende napoleonische Gewitter ihn treffen aber auch ihn schonen kann, sieht er in der entfesselten Volksgewalt nur ein anstürmendes Meer, das, wenn erst einmal die Dämme durchbrochen sind, unterchiedlos alle gesellschaftliche Ordnung in seinen Fluten begräbt. Und die gesellschaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politische. Und darin hat er Recht."

Eine kurze Pause entstand; der Prinz erhob sich wieder, ein Zeichen, daß er die Audienz zu schließen wünsche. Er reichte beiden Herren die Hand und dankte dem Geheimrath, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, die nähere Bekanntschaft eines dem Vaterlande treu ergebenden Mannes zu machen.

"Es ist hoch erfreulich, selbständigen und bestimmten Ansichten zu begegnen; aber erschweren Sie dem leitenden Minister nicht seine Stellung. Wir werden das Bündniß aufrecht erhalten, bis es sich von selber löst, und dieser Zeitpunkt, so nicht alle Zeichen trügen, ist nahe. Der versinkende Dämon nimmt dann auch die Kette mit, die uns an ihn fesselte."

"Aber nur, um uns doch und vielleicht für immer in Unfreiheit zurückzulassen; wir werden nichts als die Herrschaft gewechselt haben. Denn unser Thun und Lassen bestimmt unser Loos, und andere werden kommen, die dem, der so willfährig die Schleppe trug, eine neue Kette schmieden."

"Hoffen wir das Gegentheil."

Damit schieden sie. Beide Herren verneigten sich, der Wagen fuhr wieder auf die Rampe, und der französische Doppelposten, der vor dem Palais stand, machte die Honneurs. "Wie hat Ihnen mein Prinz gefallen?" fragte der Geheimrath.

"Gut; ich fürchte, daß er Recht hat, und daß ich den Widerstand, den ich in dem Minister suchte, in dem Könige selbst zu suchen habe. Aber auch das erschüttert mich nicht. Ich habe das Bangen vor dem Volke nicht, und ich wage es mit ihm. Es ist eine Thorheit, auf die Fehler oder Nachsicht eines Gegners rechnen zu wollen, wenn man die Macht in der Hand hat, ihm die Geheße vorzuschreiben. Die Hände in den Schooß legen, heißt ebenso oft Gott versuchen, als Gott vertrauen. Aide-toi même et le ciel t'aidera."

Damit bog der Wagen rechts um die Lindenecke und hielt gleich darauf vor dem Gasthose „zur Sonne“, wo man beschloß, das Dejeuner zu nehmen. (Fortf. folgt.)

Am Familientische.

Mit Beschlagnahme belegt.

(Zu dem Bilde auf Seite 429.)

Die edle Musik verträgt sich bekanntlich mit dem Mammon in der Regel nur schlecht. Der Künstler, dessen Seele in höheren Regionen lebt, pflegt sich nur wenig um die leidigen Anforderungen der schmachvollen Prosa des Pflichtenlebens zu kümmern, ein Umstand, der ihn mitunter in Konflikte mit letzterem bringt, die dann seinerseits meist heiter ausgefochten werden. Unsere Drei haben es gemacht wie die Vöglein in den Zweigen: sie haben gegessen, sie haben gesungen und haben dann davonstiegen wollen. Aber o weh, sie sind ja keine Vöglein. "Halloh, Ihr Herren, erst bezahlen und dann davon gehen," ruft ihnen die Wirthin in gerechter Entrüstung entgegen. — "Wir können Euch nichts bezahlen, liebe Frau," erklärt darauf der Wortführer der Gäste, "wir haben nichts." — "So? Ihr habt nichts? Nun, dann her mit dem Wadhorn."

Die drei Musiker sind sehr hübsch charakterisirt. Da ist zunächst der Hornist. Er ist offenbar der Humorist in der Gesellschaft: leichtlebzig, heiter, allezeit schlagfertig. Ihm ähnlich ist der Junge, der die zornigen Worte der Wirthin auf der Gitarre accompagnirt. Die Lust des Bagabendensucht ihm voll aus den Augen. Der Dritte ist das solide Element: Phlegmatikus mit einem Stich ins Melancholische, vermuthlich auch Cassirer, soviel bei diesem Anekdoten aus einem solchen die Rede sein kann. Er scheint ja auch jetzt vor den Tisch treten und das Hauptpfand wieder frei machen zu wollen.

Inhalt: Das Buch Strach. Eine Reichthadnovelle von W. Böhm. — Eine wohlthätige Industrie. Von Dr. Schloemich. — Land und Leute in Rumänien. Von L. Kade. — Ein lebender Mikrocephale. Mit 2 Tafeln. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Am Familientische. Mit Beschlagnahme belegt. Zu dem Bilde: "Erst bezahlen!" von A. Conrad.

Unsere neu eingetrefnen Abonnenten.

welche den im zweiten Quartal (Nr. 14—26) erschienenen Anfangstheil des Fontaneschen Romans: „Vor dem Sturm“ nachzubeziehen wünschen, zur Nachricht, daß dieses Quartal wie auch das vorhergehende durch alle Buchhandlungen und Postämter, eventuell auch von uns direkt, für den gewöhnlichen Preis von zwei Mark pro Quartal nachbezogen werden kann.

Von früheren Jahrgängen sind der VIII. (1872), IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876), XIII. (1877) noch vollständig zu haben; Preis elegant gebunden je 9 Mark 60 Pf., in Nummern oder Heften je 7 Mark 20 Pf. Einzelne Quartale à 1 Mark 80 Pf., und Nummern à 35 Pf. incl. Frantatur sind fast aus allen Jahrgängen noch vorräthig, ebenso Einbanddecken zu jedem Jahrgange à 1 Mark 40 Pf.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Naheim-Expedition (Böhlgen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. S. Teubner in Leipzig.

Erläuterung zu den historischen Karten der Türkei.

„Aber heute, wie man gemeinlich glaubt, ist auch die Rolle der Byzantiner ausgepielt und wird, eigentlich das erste Mal seit 1500 Jahren, vielleicht in kurzer Zeit die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und ohne Codicill vacant. Zwar noch ist der Besizer nicht verblühen und im Weichenduft byzantinischer Lüste sind die Agonien lang. Aber ist das Leben aus den extremen Theilen des Riesenkörpers nicht schon entflohen, und sieht man denn nicht, wie es im Herzpunkt allein noch kampft in Fieberhitze und galvanischen Processen gegen die Beroftung kämpft?“

So schrieb vor einem Menschenalter der Fragmentist Hallmerayer und trotz des Schlags, der jetzt die Türkei getroffen, trotz der Einbuße an Land, daß sie jetzt erleidet — es ist weit über die Hälfte ihres europäischen Gebietes — dauert die Agonie noch fort. Aber es ist nur der vorletzte Akt, welcher jetzt schließt und mag ein Kongreß noch so streng die Zukunft der Balkanhalbinsel formuliren, noch so genau die Grenzen der einzelnen souveränen und halbsoveränen Staaten festlegen, die jetzt die kunstfertige Schachrate des illyrischen Dreiecks bilden — noch einmal wird der Vorhang zum letzten Akt sich dort erheben und die rothe Farbe unserer Karten, welche das noch der Türkei gehörige Gebiet anzeigt, wird vom europäischen Boden verschunden sein.

Lange schon hat der Holzwurm das türkische Reichsmaat hohl getroffen und nur die merkwürdige Lücke übrig gelassen, die jetzt auch zusammenbricht. Es ist nicht immer so gewesen. Die vier Karten, die wir heute bringen, zeigen, daß eine gewaltige Ausdehnungskraft im Türkenhume lag und daß es ungeheure Gebiete beherrschte. Einst ließ die Nordgrenze an den Karpathen und nicht fern von Wien. Aber auf den Grund der Eroberung begründet, von Anfang an auf die Zustimmung der unterworfenen Völker verzichtend, trug der türkische Staat den Keim des Verderbens in sich, da er zu seinem Gedeihen eine ununterbrochene Reihe kriegerischer und staatsmännischer Herrscher voraussetzte. Als diese an der Spitze des erobersüchtigen Volkes standen, da dehnten die Grenzen sich mächtig aus; als sie fehlten und enterbte Sultane im Geräuß zu Stambul ein äppiges Schwelgerleben führten, da ging es rückwärts mit der Türkei.

Erste Karte. Jerrittus, in der Pershuna begriffen lag das oströmische Reich in vierzehnten Jahrhundert da, als die Osmanen, die ihre Herrschaft über Kleinasien erkundeten, an seine Thore pochten. Zu Brussa in Bithynien thronten seit 1320 die türkischen Sultane, aber das Marmara-Meer hindurchschauend nach den herrlichen Landstrichen Thrakiens, von wo die Civilisation des Abendlandes zu ihnen herüberwehte. Murad I., der das stehende Heer der Türken ausgebildet, schickte zuerst seinen Fuß in Europa, eroberte 1357 Gallipoli und drückte sich dann weiter aus; er nahm 1361 Adrianopol, das nun für lange Zeit Residenz der Sultane wurde. Das ganze Innere der heutigen Türkei wurde den Türken unterthan und das oströmische Reich blieb auf Konstantinopel und einige unbedeutende Landstriche beschränkt. Noch hielten sich Serben, Bosnier, Albanen, Walachen und Ungarn in selbständigen Reichen; aber auch sie sollten bald der Türken Macht fählen. Im Jahre 1389 eroberte Murad Bulgarien, und in denselben Jahre vernichtete er auf dem Amselfelde das großserbische Reich; Kasar, der letzte Serbenkönig, fiel, aber auch Murad I. rafften nun auch die Ungarn unter König Sigismund sich auf gegen den ihre Südgrenze bedrohenden Feind, so schlug sie doch Sultan Bajezid I. im Jahre 1396 bei Nikopolis. Nur Albanien hielt sich unter Standberbegs energerischer und unerhöchlicher Führung und im Osten widerstand unter dem letzten der Paläologen noch Konstantinopel.

Zweite Karte. Konstantin XI. war der letzte byzantinische Kaiser. Kaiser, doch fruchtlos kämpfte er mit seinem Feldherrn, dem Genueser Giustiniani, gegen die ungeheure türkische Uebermacht und fiel heldenmüthig bei der Vertheidigung Konstantinopels, durch dessen Eroberung am 29. Mai 1453 Mohammed II. dem jähren byzantinischen Reiche ein Ende machte. Die kleinen lateinischen Dynastien, die hin und wieder sich in Griechenland behauptet, sowie die in Morea herrschenden Despoten, waren bis 1460 unterjocht. Wenige Jahre später wurden auch Epirus, Albanien und Bosnien erobert. Nun galt es nach Norden zu aufzuräumen. Durch Eroberung der Grenzfestung Belgrad eröffnete 1521 Soliman II. sich den Weg nach Ungarn, welches nun der Gegenstand des ehrethigen Eroberungsstrebens der Türken wurde. 1526 fiel Peterwardein, wurden die Ungarn bei Mohacs geschlagen; bald darauf gerieth Buda (Ofen) in türkische Hand und Ungarn wurde ein türkisches Vasallenreich unter Johann Zapola. Zum ersten Male rüdten nun die Türken 1529 vor Wien, wo aber das Reich noch weiter ausgedehnt, wie später an dieser Stelle noch einmal. Ungarn wurde aber 1541 vollständig dem türkischen Reiche einverleibt. Von den Inseln im Süden fiel 1522 Rhodus, das die Johanniter heldenmüthig vertheidigten, während auf Korfu, den benachbarten Inseln und Kreta sich noch die Venetianer hielten. Unter Soliman II., dem gemäßigten aller Beherrscher der Osmanen, der von 1519—1566 regierte, erreichte das türkische Reich seine höchste Blüthe. Aber unter seinen Nachfolgern ist schon das Kriegsglück nicht mehr so ausschließlich an die Fahne des Halbmonds geknüpft, denn bereits 1571 siegen die vereinigten christlichen Mächte unter Don Juan d'Austria bei Lepanto über die Türken. Jedoch nach Norden zu wird das Reich noch weiter ausgedehnt; 1586 wurde Erlau in Ungarn erobert und Polen mußte noch 1676 Podolien und einen Theil der Ukraine abtreten; die Insel Kreta war 1669 den Venetianern abgenommen worden. Ungarn war in jener Periode, die unsere zweite Karte darstellt, ein großes Schlachtfeld der Türken, auf dem das Kriegsglück schwankte. Bis vor Wien drangen 1683 — zum zweiten Male — die Türken vor, aber hier erlagen sie den vereinten Anstrengungen der Deutschen und Polen (unter Sobieski) und der Herzog von Lothringen schlägt sie 1684 bei Wischegrad und Waizen und nimmt 1686 Ofen wieder ein; es folgt nun 1687 bei demselben Mohacs, wo einst Soliman II. die

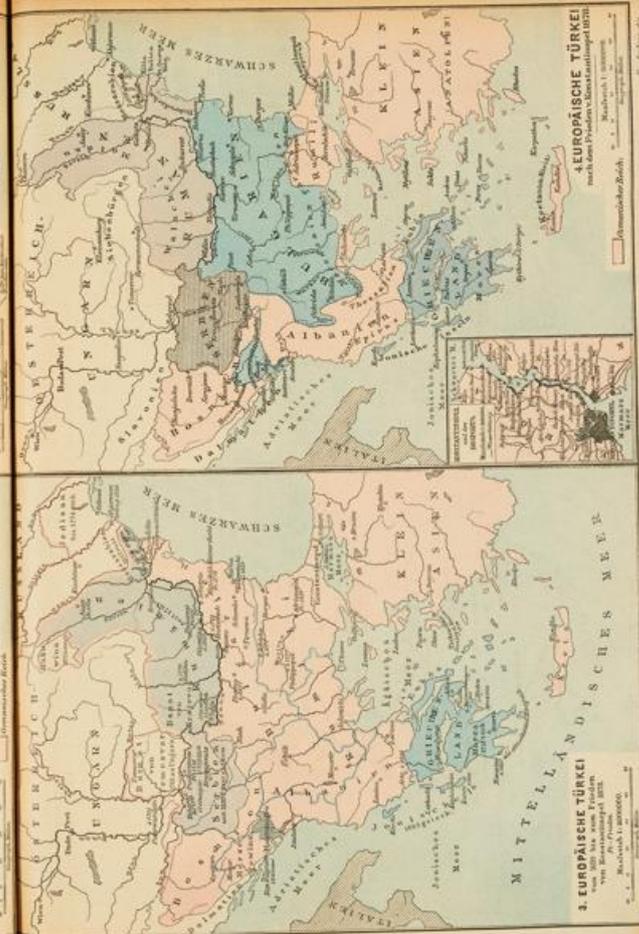
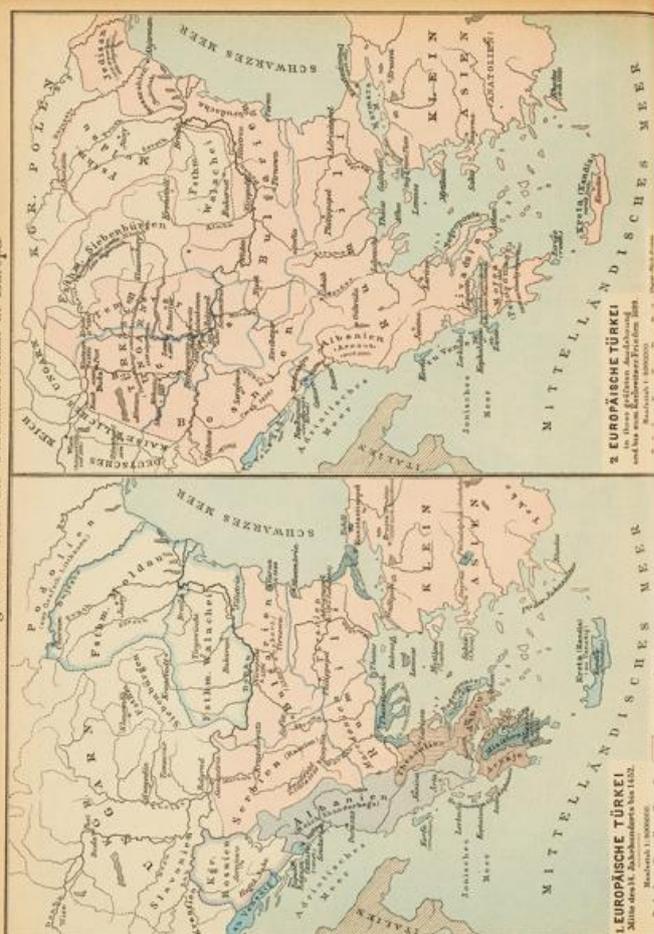
Ungarn vernichtet, nach anderthalb Jahrhunderten eine gleiche Vernichtungsschlacht, die aber diesmal der Türkenherrschaft in Ungarn den Todesstoß verleiht. Wechfelt nun auch nochmals das Kriegsglück, so besiegelt doch der Sieg des Markgrafen von Baden 1691 bei Salankemen und des Prinzen Eugen 1697 bei Zenta das Schicksal Ungarns. Die Forte mußte 1699 den für sie höchst nachtheiligen Frieden von Karlowitz schließen, worin sie Ungarn und Siebenbürgen an den deutschen Kaiser, die Ukraine und Podolien an Polen, Morea und Dalmatien an Venedig abtrat. Nur Temeswar blieb ihr auf ungarischem Boden noch kurze Zeit zu eigen.

In ihrem weitesten Umfange, den unsere zweite Karte darstellt, gehörte die ganze Balkanhalbinsel mit dem heutigen Griechenland und den Inseln des Archipels sowie Kreta zur europäischen Türkei; ausgeschlossen waren nur die ionischen Inseln, wo die Venetianer sich behaupteten. Die Walachei und die Moldau, Siebenbürgen und die Bukowina, Theile Podoliens und der Ukraine, drei Vierteltheile von Ungarn waren türkisch, zusammen ein Gebiet von etwa 17,500 deutschen Quadratmeilen, ein Reich so groß, wie Rußland ausgenommen, heute keines in Europa existirt.

Dritte Karte. Auch Temeswar, der letzte türkische Besitz auf ungarischem Boden ging verloren nachdem Prinz Eugen 1716 bei Peterwardein gesiegt hatte, Belgrad 1717 gefallen war und im folgenden Jahre der für die Türkei unangenehme Frieden von Passarowitz geschlossen werden mußte, in welchem ihr allerdings der Besitz Moreas, das den Venetianern abgenommen war, zugesprochen wurde. Die nachfolgende Zeit fallen Kämpfe gegen Rußland aus, die auf dem Boden der Walachei und Moldau spielten und die siegreich für die Kaiserin Katharina d. Gr. verliefen. Schlug doch Alexis Orlow selbst die türkische Flotte, die der Schreden des Mittelmeeres war, 1770 bei Zischkane. Alle diese Kämpfe führten aber zu keiner durchgreifenden Veränderung der Balkankarte, da 1774 im Frieden von Kutschuk Kainardtschi Rußland die eroberten Donaufürstenthümer wieder herausgab. Auch ein späterer Krieg, in welchem Rußland und Oesterreich gemeinschaftlich gegen die Türkei kochten und den 1791 der Friede von Sistowa beendigte, blieb ohne Einfluß auf die Karte. Erst unser Jahrhundert brachte wieder Aenderungen auf europäischen Boden als der griechische Freiheitskampf ausbrach, als 1827 von England und Frankreich die türkische Flotte bei Navarino vernichtet wurde und der russische Feldherr Graf Diebitsch über den Balkan ging und 1829 den Frieden von Adrianopel dictirte. Die Türkei mußte die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen, das sich unter einem kognitiven Prinzen als Königreich konstituirte; auch wurde damals der Grund zur Selbständigkeit der Donaufürstenthümer gelegt, deren Vereinigung freilich erst 1859 erfolgte und die bis 1877 der Forte Tribut zahlte. Serbien endlich hatte bereits 1804 unter Georg Ticherni zum ersten Male die Fahne des Aufstandes gegen die Türkei entfaltet; erfolgreicher war 1815 Milosch Obrenowitsch, der die Selbstregierung durchsetzte und 1817 zum erblichen Fürsten erhoben wurde, während das Fürstenthum als solches erst 1830 förmlich von der Türkei anerkannt wurde, der es gleich Rumänien bis 1877 Tribut zahlte. Montenegro endlich erkannte nur vorübergehend die Oberhoheit der Forte an, gegen welche es sich in stets wiederholten ebenso blutigen wie tapferen Kämpfen auflehnte. Der große Krimkrieg, in dem noch einmal christliche Mächte an der Seite der Türken gegen Rußland kochten, führte nur eine kleine Veränderung auf der Balkankarte herbei; Rußland mußte im Pariser Frieden 1856 einen Theil Bessarabiens, östlich vom Pruth und nördlich von der Donaumündung an die Donaufürstenthümer abtreten, wodurch es zugleich von der Donau abgeschnitten wurde. Immerhin zahlte aber in dieser Periode die europäische Türkei (ohne Serbien, Montenegro und die Donaufürstenthümer) noch 6000 Quadratmeilen mit $\frac{1}{2}$ Mill. Bewohnern.

Vierte Karte. Sie ist das Ergebnis der blutigen Kämpfe, die wir in den beiden letzten Jahren vor unseren Augen vorübergehen sahen, das Resultat der Politik, welche mit unerhöchlicher Beharrlichkeit Rußlands Herrscher verfolgten, wobei ihnen ihr ganzes begeistertes Volk zur Seite stand. Wir geben hier das Bild der veränderten europäischen Türkei, die dieselbe sich nach dem Frieden von Konstantinopel oder San Stefano darstellt, unbeschadet der Aenderungen, welche noch ein europäischer Kongreß herbeiführen kann. Montenegro, unabhängig geworden, ist bedeutend abgerundet durch Gasko, Niksch, Koschaj und den Hafen Antivari. Serbien, gleichfalls völlig unabhängig, hat große Bezirke im Süden bei Niksch, Leskowatz und Komibazar erhalten. Rumänien, auch des Basallensjochs entledigt, muß den Theil Bessarabiens, den es 1856 von Rußland erhielt, wieder an dieses abtreten, empfängt dafür aber die Dobrubtscha nördlich der Linie Tuzla (am Schwarzen Meere) und Rastowa an der Donau. Die wichtigste Veränderung aber ist das neue halbsoveräne Fürstenthum Bulgarien, welches das Herz der ehemaligen europäischen Türkei einnimmt und etwa 3400 Quadratmeilen umfaßt; im Norden wird es von der Donau, im Westen von Serbien und Albanien, im Osten vom Schwarzen Meer und im Süden von den der Türkei gebliedenen Meßen und dem Aegeischen Meere begrenzt. An Größe übertrifft es viele europäische Staaten und ist etwa ein Drittel so groß wie Oesterreich-Ungarn, mehr als halb so groß wie Preußen. Die Einwohnerzahl des neuen Bulgariens wird wohl nicht mehr als 5 bis 6 Millionen betragen, worunter vielleicht 1—2 Millionen Türken, Griechen, Albanen. Die europäische Türkei selbst ist in zwei Theile auseinandergerissen. Im Osten um Konstantinopel herum liegt der Rest von dem einst so bedeutenden Rumili, und Adrianopel herum liegt der Rest von dem einst so bedeutenden Rumili, ganz ohne türkische Bevölkerung. Es ist dies Bosnien, die Herzegowina, Albanien, Epirus, Thessalien und ein Theil Mazedoniens mit der albanischen Halbinsel, vielleicht 2700 Quadratmeilen. Somit ist die europäische Türkei auf wenig mehr als 3000 Quadratmeilen zusammengedrumpft. Wie lange aber noch wird sie so groß bleiben?

Ausbreitung und Verfall der Türkenherrschaft in Europa.



Geographische Anstalt von Höpfer & Kühnig in Leipzig.
H. Andree del.

Bis Freitag Abend
in Leipzig einreisende Inserate haben
Aufnahme in die acht Tage darauf
erscheinende Nummer.

Daheim - Anzeiger.

(Ausgegeben am 6. April 1878, geschlossen am 30. März 1878.)

Inserationspreis
für die vierzeilige Nonpareillezeile
oder deren Raum
60 Pf.

Confirmations-Geschenk.
Sinai und Golgatha,
Zeise in das Morgenland
von Hofprediger Strauß.
10. Auflage.
Mit 6 Ansichten und 2 Karten.
Scholegant geb. mit Goldschnitt.
Preis Mk. 4.50. [2877]
Verlag von Oskar Reiner in Leipzig.

Als Confirmationsgeschenk empfohlen.
Im Verlage von Oskar Reiner in Dresden
ausgegeben erschienen:

Unser Glaube
erbaut auf den Grund der Apostel
und Propheten.

Einführung
in das Verständnis der großen Heils-
thaten Gottes an der Hand der
heiligen Schrift.

Preis 1 Mk. 20 Pf., in Leinwand geb. m.
Goldfaden 3 Mk., in Leder geb. m. Goldfaden
4 Mk. [1869]
In haben in allen Buchhandlungen.

Griechische Küstfahrten von
Dr. von Zöber, k. k. k. Geogr. Rath,
Wied. 5 Bde. In feinem Halb-
band 50 Pf. — Griechische u. Lebendige
Schilderungen von türkischen Küsten, welche
in neuerer Zeit, eben mit die in den
„Küstfahrten“ beschriebenen, auch
in politischer Beziehung die Augen der Welt
auf sich ziehen. Diese Bänder geben die
wichtigsten Einzelheiten zur Kenntniss der
Küstenverhältnisse und damit zum Verständnis
der Lage. Eben um ihrer seltener u. feiner
bilden Ausstattung willen Bänder für reiche
Kreise, auch für gebildete Frauen. (Verlag
von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Griechische Götter von Franz von
Zöber, Wied. 5 Bde. In feinem Halb-
band 7 Mk. 50 Pf. — Die Götter sind
kühnlich und höchst feiner Stilistik
aus der Feder eines erfahrenen Dichters,
scharfsinnigen Geistes und geschmack-
vollen Mannes, der den ganzen Kreis, welchen
Sanskrit und Griechisch jetzt betreten auf
jeden Schritt hinüber, auch feiner Dar-
stellung zu verweisen weiß. (Verlag von Velhagen
& Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

**Handbuchs, Genre und Heiligen-
bilder in Oelfarbendruck**

beide Ausfertigung, größte Auswahl entspricht
den Details im grossen Format E. Lyman
S.W. Berlin, Friedrichstraße 208. [2894]
Illustrirte Kataloge gratis und franco.

C. W. Just & Co.,
Händler der Grubergemeine,
Königsfeld in Baden.
Mit empfohlenen
Chinesischen Thee,
gr. Brand Nr. 2,50 — Nr. 7. [2830]

Nur 6 Reichsmark.

Ein verändertes und nützliches Geschenk.

Britannia-Silber-Bestech.
In einem schönen Etui: 6 Gabeln, 6
Löffel und 6 Teelöffel. Reines Japan,
für einzigen Gebrauch und immerwährende
Dauer der höchsten Silberqualität.

**Desgleich, m. 6 feinen Tisch-
messern 10 Mark**

für jeden feinen Tisch passend.
Besitzt gegen Einziehung oder Nach-
nahme. Garantie der Beständigkeit durch
Nischen in nicht concentrirter, feiner, reine
u. Stellung u. Besitzt auch eine Nachnahme.
Wid. Heuer, Düsseldorf.

P. P. Mit Bestellungen solle ich Ihnen
Britannia u. best. Messer, Gabeln und
Löffel meine beste Anerkennung und er-
laube um weitere 10 Etuis gegen Gabe.
den 9. Februar. E. Kocher,
2797) Sell-Unterbank.

Gegen die Leiden der Harnorgane.
BAD WILDUNGEN.
Station
Walden
bei Cassel.
Saison
vom 1. Mai
bis 10. October.
Gegen Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Nierensteine, Blasenentzündung etc., sind seit
Jahrtausenden als spezifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Erle's u. Heinen-Quelle.** [2861]
Bäder vom 15. Mai ab.
Beschreibungen des Mineralwasser und von Wohnungen, Katalogen etc. sind zu richten an die
Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

Bad Wildungen. Für Besüher des Bades empfiehlt sich „Villa
Schmid“, ganz in Nähe der Hauptquelle, 45 Zim-
mer u. einfache Zimmer. Auch Pension. [2858]

Als Confirmationsgeschenke empfohlen!

Adolf Monod's
ausgewählte Schriften.

Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände.
Gesamt 5 Mk., in eleg. Goldschnitt 7 Mk. 50 Pf.
Daraus einzeln abgedruckt:
Apostel Petrus, geb. 30 Pf., eleg. geb. 1 Mt. 80 Pf.
Das Heile, geb. 1 Mt., eleg. geb. 2 Mt.
Abkürzungen, geb. 1 Mt. 30 Pf., eleg. geb. 2 Mt. 20 Pf.

Die Bibel
oder die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments.
Dr. Martin Luther's Uebersetzung,
nach Dr. Joh. Fr. v. Meyer nequaquam aus dem Grundtext beibringt
von
Dr. Rudolf Stier.

Mit Beilage der Apokryphen. 4. Auflage. gr. 8. 1877. 4 Bde. 50 Pf.

Seit Ausgabe auf Vollzug mit angelegter „Sana-Caracal“
Preis 8 Mk., elegant gebunden in Ghastinleder mit Goldschn. 13 Mk.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

**G. Sebold in Durlach im Großherzog-
thum Baden** liefert seit 20 Jahren als aus-
schliessliche Specialität vorzüglich bewährte,
solide und kräftig gebaute Dämmmaschinen zur
Zündhölzerfabrikation
als: Gürtel- und Rasenmaschinen, Hebel-
maschinen für vieredrige Holztrakt, Sägen,
Spindelmaschinen etc. und übernimmt die
ganz Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken
nach jedem System. [2831]

Wichtig für Haushaltungen.
Die **Seifen-Fabrik**
von Franz Stöckel in Leipzig
verfabrt gegen Hochpreiszahlung von 5 Mark
10 Pfd. eine feine u. Darselle, franco. [2836]

Weil's neueste Dresch-Maschinen,
die leistungsfähigsten, einfachsten, billigsten und dauerhaftesten:
Günstigste Preis zum Drechseln geliefert von Rm. 250,00 an.
Zweipferdig „ „ „ „ „ 430,00 „
Dreipferdig „ „ „ „ „ 560,00 „
Sechspferdig „ „ „ „ „ 650,00 „

Moritz Weil jun., Frankfurt a. M., Seilerstraße Nr. 31,
Mündliche Beschreibungen auf Wunsch gratis und franco. [3074]

C. Bolhoevener, München.
Kunst-Anstalt für
Lichtdruck.
Gesundheits-Pfeifen.
Bayerische Reichssteuer mit schöner Pfeifen-
spitze und Dampfverhinderung, Nr. 3 Mark,
leichte Ph. Gebl. Drechsel. Berwald a. Rhein.
Pfeifen für 3 Mark verfabren in
Deutschl. patentirt. Wiesent. No. 12115
Georg Metzger & Co., Essenerd. Werk.

Griechische Weine.
Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren
Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleich-
tern, versende [2854]
**1 Probekistchen mit 12 ganzen
Flaschen in 10 Sorten**
Camarrite, Corinth, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Nisiatra,
Malvasier, Achaja Malv, weiss und roth, Vino Rosso.

Flaschen und Kiste frei à Mrk. 17. 10.
Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und
Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd. J. F. MENZER.



Bei Sicht, Rheumatismus,
Rückenmarks-Krankheiten,
(Reizungen wie beginnende
Lähmungen) Nervosität, Frauen-
krankheiten, Herz-, Nieren-, Leber-
und Hämorrhoidal-Leiden,
Nervenschwäche, allgemeine Schwäche,
Spermatorrhoe, überhaupt bei
Säfteverderbnis und Blutver-
giftung erzielen wir die schönsten
Heilerfolge. — Näheres durch
Hofrath Steinbacher's Schriften.
Aufnahme von Kranken jeders-
zeit. — [2500]

Hofrath Dr. Steinbacher's
Naturheilanstalt Brunthal
(München).

Zauber-Apparate
das Heilende und Vollkommenste in jedem
Genre, parier u. rufen heilend, sowohl für
Künstler als Militanten (Viehheiler), elegant
und dauerhaft gearbeitet, empfiehlt zu billigen
Preisen. **W. H. H. H. H. H.**
[2841] **Magdeburg.**
Detailirte Preislisten gratis und franco.

Schlaflosigkeit
alle Heilungsmittel, auch rein abholten
Wein aus dem Jahre 1875 u. 1876 das
Beste. 30 Pf. verkauft
[2822] **Platz Nr. W. Reichhold.**
Hilf, Weh Überwind, kapt. Platz.

Schlaflosigkeit
alle Heilungsmittel, auch rein abholten
Wein aus dem Jahre 1875 u. 1876 das
Beste. 30 Pf. verkauft
[2822] **Platz Nr. W. Reichhold.**
Hilf, Weh Überwind, kapt. Platz.

Ein neues
Weltwunder!
für 14 R.-M. verfabren
nur 60 Stück
folgende 60 Stück
Wiener Specialitäten
1 Salomonenkorb aus fein geschliffen-
nen Perlen für jeden Salon.
1 vorzügliches, gut gebendes Genfer Uhr
sammt langer vergoldeter Kette
1 hochfeine Butter- oder Zucker-Dose
aus Crystal, nebst einem Untersteller
und Deckel aus Alpacca-Silber
1 neuerfundene niedl. Studier-, Arbeits-
u. Sparlampe u. Sicherheits-Loggator
1 elegant gebundenes Photographien-
Album mit reicher Decoration
1 praktisches Tischschreibzeug aus
Goldemallirtem dazerschrieben Metall
6 St. kleine Wassergläser aus un-
verwundlich, ewig wascheibend Metall
23 St. effectvolle Stahlstichbilder, Copien
der berühmtesten Meister, mit welchen
man 3 Zimmer herrlich auszustücken
kann
2 St. neueste Jaggegenstände zum Krank-
machen für Herren und Damen
1 St. Ocarin, neuestes Salon-Musik-In-
strument, auf welchem auch Nicht-Mu-
siker die schönsten Stücke spielen
können
1 Stück elegantes Salon-Feuerzeug, eine
Statue darstellend
6 St. Kaffelöffel aus Alpacca-Silber
6 St. Speiselöffel aus Alpacca-Silber
1 Sappenschöpfer aus Alpacca-
Silber
1 Milchschöpfer aus Alpacca-
Silber
6 aromatische Gesundheitsseife von
Dr. Dupot

60 Stück, Verpackung gratis.
Alle hier angeführten 60 Stück Gegen-
stände kosten zusammen [2804]
nur 14 Reichs-Mark
und sind gegen bar oder per Postver-
schuss zu beziehen durch die
Vereinigte Export-Compagnie
Wien, I.
Elisabethstrasse 26.